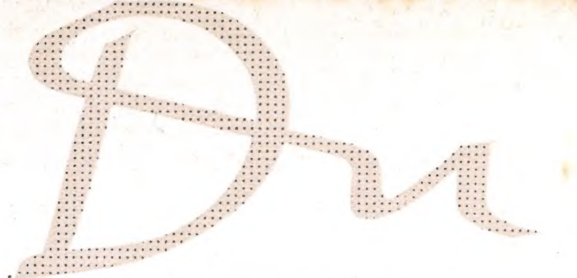


SCHWEIZERISCHE MONATSSCHRIFT NR. 3 MÄRZ 1944 FR. 2.50

Published as the Act directs April 1.1796 by N. Heideloff, at the Gallery of Fashion Office, No. 90 Wardour Street.



PARFUM
NITOUCHE
CLERMONT ET FOUET
GENÈVE
Parfum
NITOUCHE
CF
CLERMONT ET FOUET



Schweizerische Monatsschrift 4. Jahrgang Nr. 3 März 1944

Redaktion: Arnold Kübler, Chefredaktor; Walter Robert Corti; Hedwig Lauber.
Graphische Gestaltung: Emil Schulthess.
Ständiger photographischer Mitarbeiter: Werner Bischof.
Die Gemälde von Ingres und Renoir sind reproduziert nach Farbphotos von Hans Hinz.

Druck und Verlag: Conzett & Huber, Morgartenstr. 29, Zürich 4. Tel. 51790.
Verantwortlich für den Inseratenteil: W. Sinniger, Zürich, Morgartenstr. 29.
Insertionstarif auf Verlangen.
Abonnement jährlich Fr. 24.—, halbjährlich Fr. 13.50, Einzelheft Fr. 2.50.
Auslandabonnement zuzüglich Porto. Bezug durch jede Buchhandlung, durch die Post oder vom Kiosk.

VERLAG CONZETT & HUBER ZÜRICH
Morgartenstraße 29 Telephon 51790 Postcheck-Konto VIII 3790



Unser Titelbild:
Vormittagskleid für den Monat April 1796. Kupferstich, koloriert, aus der englischen Modezeitschrift «Gallery of fashion, London». Sammlung E. Rutishauser, Winterthur.


Leinenweberei
Langenthal AG
Auch im 5. Kriegsjahr erstellt die
Leinenweberei
Langenthal AG
nur erstklassige Gewebe im Be-
streben, ihre große, treue Kund-
schaft aufs Beste zu beliefern.
Spezialitäten:
Leinen für Aussteuern, Hauswäsche,
Sport und Bekleidung. Leinen für
Tischdecken und Teetücher. Gewebe
für die Mode, Dekoration und Technik.
Kleiderleinen 1944.
Direkte
Verkaufsgeschäfte:
Basel: Gerbergasse 26
Bern: Spitalgasse 4
Lausanne: Rue de Bourg 8
Zürich: Strehlgasse 29



Cette belle d'autrefois s'apprête à sortir et jette dans son miroir un dernier regard plein d'assurance. Sur sa coiffeuse une boîte capitonnée révèle le secret de sa beauté et de son charme: elle contient la merveilleuse poudre, d'une finesse incomparable, que le chevalier d'Orsay composa pour elle.

Aujourd'hui encore, la poudre "Secret d'Orsay" vous apportera, Madame, la puissance de ses vertus magiques.

D'ORSAY

Parfumeur

PARIS

SUCCURSALE POUR LA SUISSE : **10, RUE DES PÊCHERIES - GENÈVE**


Szenenwechsel:
Bäume knospen, Blumen leuchten, und Grieder eröffnet die Frühlings-Saison. Was aber kauft sich die elegante Frau, die Lust nach Abwechslung, nach Neuem verspürt? Ein neues Kleid, einen Frühlingshut, voll Anmut und Optimismus, und neue Accessoires, und schon ist sie fröhlicher Stimmung!
SEIDEN-GRIEDER
Paradeplatz / Zürich



PATEK PHILIPPE & CIE

GENÈVE

La Manufacture d'Horlogerie de grande classe



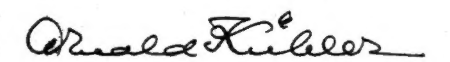
PARFUMS LUCIEN LELONG

Generalvertretung: E. TETTAMANTI & CO., Stampfenbachstrasse 75, ZÜRICH 6

ZU UNSERM MÄRZHEFT

«Was ischt au das für e neui Mode», sagte die Mutter zu Fritzli, als er heimlich den Spinat des Mittagessens unterm Teppich versteckte, den er im Teller nicht liegenlassen, sondern still für sich nach Tisch durchaus aufessen sollte! Die Mutter hat da zu einer ungenauen Bezeichnung gegriffen, sozusagen zum Modewort Mode. Es ging bei Fritzli nicht um eine Mode, höchstens um den Anfang zu einer Gewohnheit oder um eine Unart. Eine Unart ist keine Mode; denn die Mode neigt zum Wechsel, Unarten aber zur Beharrlichkeit. Wenn eine Unart also keine Mode ist, ist doch die Mode in den Augen vieler eine Unart. Besonders in den Augen der Männer, das heißt eben nicht in deren Augen, sondern in deren Ueberlegungen; denn mit den Augen schauend, nehmen sie gerne Anteil an einem wechselvollen Spiel und an den beteiligten Aktricen. Auch bringen Männer modefeindliche Einwände nur so lange fertig, als sie im hauswirtschaftlichen Denken befangen bleiben, sobald man mit ihnen auf volkswirtschaftlichen Boden gerät, schweigen sie ehrfürchtig vor den Produktionszahlen, den Investitionen, den Aus- und Einfuhrziffern, den Beschäftigtenstatistiken, welche diese «Brangsche» aufzuweisen hat.

Einst wollte ich auch Mode üben und kaufte mir nach zwanzig und mehr Jahren soliden, herkömmlichen, vererbten schwarzen Schuh-Lebens ein Paar schmale, leichtbeschwingte, niedrige, wildlederne Reh-Haut-Dinger, lang und spitz wie der Bleistift eines Bürolehrlings. In Italien kaufte ich sie. Als ich aber nördlich der Alpen drin spazieren ging, war ich lächerlich. Inzwischen sind zwanzig Jahre vergangen. Es gibt zwar eine Weltmode, aber die örtlichen Schattierungen behaupten ihre Wichtigkeit. Die Schuhleder haben inzwischen allüberall ihre mausegraue und noch ganz andersfarbene Zeiten gehabt. Ich war einfach zu früh gewesen. Ein Vorläufer also. Jede Mode hat solche. Sie gehören zur Sache. Man darf sie aber nicht mit den Modehelden verwechseln. Modehelden bestimmen nicht die Mode, sondern die Mode bestimmt jene. Hier geraten wir in die Nähe einer grundsätzlichen Frage. Wer bestimmt die Mode? Sind's die Verbraucher, die zahlen und wählen, oder wird von den Erzeugern sie den Abnehmern aufgezwungen? Ist der rasche Wechsel der Moden für die gehorsamen Verbraucherinnen eine Freude oder ein Leiden? Ist er beides zugleich? Sind es die riesigen Kapitalien der Bekleidungsindustrien, welche, nach Umsatz und Absatz verlangend, den raschen Modewechsel fördern, oder sind es die fortwährenden Verschiebungen und Umschichtungen innerhalb der Volksschichten, welche in vermehrtem Maße nach der rangordnenden Mode verlangen? Denn die Mode verbindet und hebt ab. Eine Mode, welcher allgemein nachgefolgt wird, ist keine Mode mehr. «Frollein, nehmen Se Jrün, das hebt Se!» Ein bekannter, dummer, zugleich sehr kluger Spruch. Die Mode ist in ihrem ordnenden Verlangen der Uniform verwandt, nur läßt sie die Zutaten und persönlichen Abänderungen so wuchern, daß die Urform bis zur Unkenntlichkeit verändert wird. Bei den Abwandlungen des gegebenen modischen Themas, bei den Variationen, bei der persönlichen Anwendung des allgemeinen Kleidungsrezeptes beginnt die schöpferische Lust des einzelnen oder besser der einzelnen, einzigen, modischen, modernen, mondänen Schönen oder gar der Eleganten, ja, hier, angesichts dieses neuauftauchenden Begriffs lasse ich die Feder sinken, da gerate ich in den Bereich des Schwierig-Aussprechbaren, in den Bereich der verwirrenden, reizvollen, weiblichen Persönlichkeiten, in den Bereich des überraschenden neuartigen Zusammenklangs zwischen leerer Modeform und menschlichem Inhalt, so schwierig mit Worten zu fassen, daß ich unsere Leser auf die folgenden Seiten und den Inhalt des Heftes verweise, der nicht der leeren Mode, sondern der gutgetragenen ältesten, alten und neuen Mode — im Zeichen der schweizerischen Modewochen — gewidmet ist.





Rechts: Haltung und Würde, langsame und gemessene Bewegungen, jene «gravità riposata», wie sie im «Cortigiano» des Grafen Castiglione nach spanischem Vorbild als wahrhafte Tugenden der vornehmen Dame gerühmt werden, kennzeichnen auch die etwas schwerblütige Eleganz dieser fürstlichen Dame der deutschen Spätrenaissance: Der zu archaischer Feierlichkeit erstarrte, in symmetrischen Röhrenfalten fächerförmig bis auf den Boden reichende Glockenrock, welcher nicht einmal die Fußspitzen freigibt und die Figur wie in einem magischen Halbkreis isoliert, der heraldische Zierat der eingeschnürten Aermel, welche nur die schmalen, über dem Leib gekreuzten Hände sichtbar machen, abstehender Schulterkragen und Halskrause, ein schräges, mit einseitigem Federschmuck verbrämtes Barett, das die steife Kopfhaltung noch betont und den Umriß der modisch ausrasierten hohen «Blasenstirn» ungemildert hervortreten läßt — stehen in reizvollem Widerspruch zu der unter den schweren Hüllen der Kleidung kaum angedeuteten, sehr zierlichen Gestalt der Sibylle, Herzogin von Sachsen, des LUCAS CRANACH (1546). Aus der Graphischen Sammlung der ETH.

Von Gotts gnaden Sibilla hertzog Johans Friderichen Eeliche gemahel/Geborne Herzogin zu Cleue/Gülich vnd Perge/Graffin zu Marck zu Rauenspurgk.



Von den Verstößen gegen die polizeilichen Sittenmandate und obrigkeitliche Kleiderordnung in den «betrübten, armseligen Zeiten» des Dreißigjährigen Krieges handeln nebenstehende Kostümblätter eines Basler Meisters. Zu welchem Kolossalformat und eigenmächtigem Pomp der Gewandung, zu welch massivem Gehaben die Steigerung des Selbstgefühls und die ausladende Bewegung des Barocks die menschliche Gestalt zu wandeln vermag, das veranschaulichen und geißeln diese ausgewählten Stiche der «Basler Kleidung hoher und niedriger Standespersonen». Wir erblicken u. a. die akademischen Würdenträger, denen als «fürnehmen Mannspersonen» das Tragen kostbarer Gewänder gestattet war. Unter den Frauenspersonen fallen besonders die zur Kindstaufe geschmückte Jungfer mit dem «Jungfrauenbändel» und dem feingewobenen Leinen«krös», die leidtragende Witwe mit dem am «Tüchlin» befestigten Sturz im Rücken und die zum Kirchgang geputzte Dame von Stand in der üppig gefälteten «Schaube» auf. Diese Radierungen wurden «zum anderen mahl gemacht und verlegt in Basell im Julio anno 1624 durch Hanns Heinrich Glaser».

Basler Privatbesitz























DIE MODE ALS AUSDRUCK DER LEBENSFORM

Von Franz Carl Endres

Keine Befürchtung! Wir wollen unsere aphoristischen Betrachtungen nicht mit volkswirtschaftlichen und nicht mit kulturgeschichtlichen Schwergewichten beladen. Wir wollen nur über das Wesen, das Wirken und die Stellung der Mode im menschlichen Verkehr ein wenig plaudern und zu diesem Zweck auch ein wenig nachdenken. Und dabei wollen wir den Begriff Mode allmählich in seiner engeren Bedeutung besonders betonen. Mode ist ja alles an Lebensäußerung, was auf Nachahmung der Gepflogenheiten gewisser Kreise der menschlichen Gesellschaft beruht, wobei die Gepflogenheit eine mehr passive in der Richtung des Geschmacks liegende oder eine mehr aktive in der Richtung des Auftretens und des Tuns liegende sein kann. Spiel, Tanz, Sport, Schrifttum und sprachlicher Ausdruck, Kunst und sogar Denkform können den Charakter der Mode haben. Das heißt den Charakter einer Erscheinung, die in Einzelschichten der menschlichen Gesellschaft entsteht, von anderen Schichten nachgeahmt wird und meistens, wenn sie beginnt, Allgemeingut zu werden, auch anfängt, abzusterben und neuer Mode Platz zu machen. Wohl kommt dieses Schicksal davon her, daß Mode nicht das Wesen der Notwendigkeit in sich trägt. Sie kann dabei trotzdem eine gewisse Langlebigkeit erreichen und zum Gebrauch oder zur Sitte werden. Es gibt eine Reihe von Sitten, die vor alter Zeit einer Mode ihr Dasein verdankten. Vielleicht ist es sogar bei den meisten Sitten der Fall. Aber darüber wollen wir uns hier den Kopf nicht zerbrechen. Die Mode im engeren Sinne betrifft die Form der menschlichen Bekleidung, und zwar unter dem Gesichtspunkt ihres Wechsels und als Ergebnis menschlicher, sozialer und wirtschaftlicher Entwicklung.



Mode in jeder Hinsicht hängt immer mit Nachahmung zusammen. Die Nachahmung aber ersetzt originelles Denken des Einzelindividuums. Sie ist also in erster Linie der Ausdruck einer gewissen Bequemlichkeit. Es ist jene den Menschen so sehr liebe Anlehnung an ein Muster, das irgendwie ausgegeben wird. Das Muster oder Vorbild kann nun einem künstlerischen Schönheitsgedanken oder einem praktischen Zweckgedanken oder endlich, und das ist gerade in der Mode der merkantilen Zeiten neueren Datums besonders häufig und oft sogar ausschließlich der Fall, einem kaufmännischen Gedanken der Produktionssteigerung auf Grund der Absatzvermehrung ihr Dasein verdanken.



Le Bal Paré. A Monsieur de Villemorien Fils



«Wer nicht vor 1789 gelebt hat, kennt nicht die Wonnen des Lebens!» Keine andere Gesellschaftsform ist so sehr der Inbegriff zartester Lebenslust und spielerischen Genießens wie das französische Dix-huitième, wie es Talleyrand in jenen Worten charakterisiert hat. Auf die große Gebärde, den majestätischen Aplomb des Grand-Siècle folgt die tändelnde Grazie und Gelöstheit des Rokokos, auf die «raison» und den zeremoniellen «grand-goût» der höfischen Etikette der «esprit» und die «délicatesse», das «je ne sais quoi» der Empfindung. Von der berühmten Tänzerin Guimard meinte Mme Vigée-Lebrun: «Sa danse n'est qu'une esquisse.» Auch in der galanten Welt des AUGUSTIN DE ST-AUBIN: in den nur eben angedeuteten Gesten und schwebenden Tanzschritten, dem kapriziösen Putz der gerafften Paniers und Puderstaub der Frisuren seiner Damen und Kavaliere, in dem vielfältig, von Lüstern und Spiegeln gebrochen aufflammenden Lichterglanz des «Bal paré», den Duclos um 1773 gestochen hat — ist alles nur ein «Spiel», das — wie bei dem sich öffnenden Szenenbild eines Balletts von Rameau oder Grétry — Auge und Ohr zugleich entzückt vernehmen. Aus der Graph. Sammlung der ETH.

Es liegt heutzutage, wie auf vielem anderem, so auch auf der Bekleidungsindustrie ein gewisser Produktionszwang, dem man nur durch erhöhten Bedarf entgegenkommen kann. Und dieser erhöhte Bedarf wird, da er auf natürliche Weise sich, wenigstens in gewünschtem Maße, nicht einstellen kann, auf künstlichem Wege, eben durch rasch wechselnde Moden erzeugt. Es ist dabei selbstverständlich, daß wenigstens von den breiteren Kreisen der menschlichen Gesellschaft auf Qualität des Materials weniger als früher gesehen wird, da das Fertigprodukt als kurzlebiger Modeartikel der Zeit nicht mehr so lange Widerstand leisten muß, wie das früher der Fall war. Daher wird der Modeartikel aus feinster Qualität zum besonderen Symbol des Reichtums reicher Menschen; denn er ist tatsächlicher Luxus geworden, weil er vom Standpunkt der Zeit aus betrachtet, durch die hindurch er getragen wird, diese Qualität gar nicht bräuchte.





Original-Radierungen von J. Callot (1592–1635)

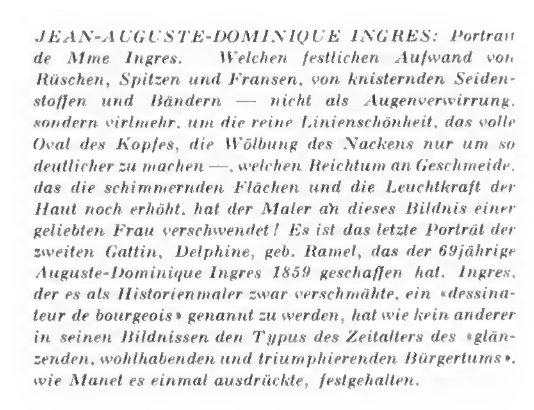




Aber es gibt noch manchen anderen Grund, der die Qualität innerhalb des Modischen herabsetzen muß. Der wichtigste ist eben die Tatsache, daß Mode auf Nachahmung beruht. Es wird nicht nur von besonderen Kreisen der Gesellschaft das Vorbild nachgeahmt, sondern die in dieser Gesellschaftsklasse auftauchende Mode wird wieder von unendlich vielen anderen Menschen nachgeahmt, die gar nicht die finanziellen Mittel haben, das vollwertig zu tun. Auf diese Weise entstand aus der Mode reicher und sozial sehr hochstehender Kreise, echten Schmuck auch auf der Straße zu tragen, die für die Allgemeinheit recht gültig gewordene Mode des falschen Schmuckes, die wir in der heute schon wieder absterbenden Vorliebe für minderwertige Halsketten vor einigen zehn Jahren noch beobachten konnten.



Es ist unbestreitbar die Tatsache, daß nur obere soziale Schichten sich es leisten konnten, sich modisch zu kleiden und zu schmücken, Veranlassung geworden zur sogenannten Talmimode, das heißt zu einer modischen Nachahmung mit den Mitteln der billigen Konfektion und des billigen falschen Schmuckes sowie fabrikmäßig hergestellter billiger Zutaten. Es wird damit der äußere Eindruck der sozial oberen Schichten in Form einer Nachahmung erreicht.



JEAN-AUGUSTE-DOMINIQUE INGRES: Portrait de Mme Ingres. Welchen festlichen Aufwand von Rüschen, Spitzen und Fransen, von knisternden Seidenstoffen und Bändern — nicht als Augenverwirrung, sondern vielmehr, um die reine Linienschönheit, das volle Oval des Kopfes, die Wölbung des Nackens nur um so deutlicher zu machen —, welchen Reichtum an Geschmeide, das die schimmernden Flächen und die Leuchtkraft der Haut noch erhöht, hat der Maler an dieses Bildnis einer geliebten Frau verschwendet! Es ist das letzte Porträt der zweiten Gattin, Delphine, geb. Ramel, das der 69jährige Auguste-Dominique Ingres 1859 geschaffen hat. Ingres, der es als Historienmaler zwar verschmähte, ein «dessinateur de bourgeois» genannt zu werden, hat wie kein anderer in seinen Bildnissen den Typus des Zeitalters des «glänzenden, wohlhabenden und triumphierenden Bürgertums», wie Manet es einmal ausdrückte, festgehalten.

FRANK BUCHSER: «Mrs. Simpson». Wie die geheimnisvolle Ahnfrau aus der Erzählung eines Romantikers, wie eine dichterische Beschwörung, die uns zuerst bestürzt — doch mit dem reinen Malerauge gesehen, erscheint die sibyllinische Gestalt dieser hochgewachsenen, herrischen jungen Engländerin. Im Temperament und in der Gebärde, im düsteren Prunk der schwarzen Seidenrobe, die von flackernden grünen Lichtern und brennendem Rot umspielt ist, lebt die Erinnerung an die barocke Pracht der großen Spanier nach. Frank Buchser hat dieses Bildnis der sogenannten «Mrs. Simpson» nach seinem ersten Spanienaufenthalt in England, 1854, geschaffen.

Sehen Sie sich, verehrte Leserin, einmal eine Photographie an, die von Ihnen oder Ihrer Mutter vor etwa zwanzig Jahren gemacht wurde. Sie werden wahrscheinlich auflachen und sagen: «Um Gottes willen, wie hat man damals komisch ausgesehen!» Und wenn Sie nun sich heute photographieren lassen und in zwanzig Jahren selbst Ihr Bild von heute wieder ansehen, so werden Sie dann wiederum lachend feststellen, daß man «damals», und das ist also in diesem Falle heute, sehr komisch ausgesehen habe. Wenn Sie aber das Bild einer antiken Griechin oder einer Aegypterin aus dem Jahre 2000 vor Christi Geburt ansehen, so wird Ihnen da gar nichts komisch vorkommen. Auch werden Sie etwa ein Trachtenbild, das mehrere hundert Jahre alt sein mag, nicht als etwas Merkwürdiges oder Komisches empfinden.





Wollen wir ganz schnell und mit wenig Mühe uns klarmachen, warum dem so ist! Die sachlichen Normen unseres Lebens spielen bei der Mode keine bestimmende Rolle, es seien denn Kriegs- und Notzeiten, die eine Einschränkung des

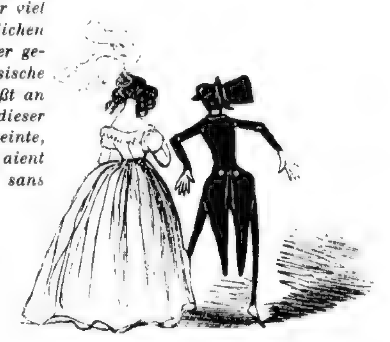




JEAN-AUGUSTE-DOMINIQUE INGRES: Portrait de Madame Ingres, née Delphine Ramel. 1859. Oel. 63 × 50,5 cm. Privatbesitz Winterthur

AUGUSTE RENOIR: Zwei Damen. Frauliche Fülle, wogende Weichheit der Linien, ein zärtlicher Farbenduft machen den Zauber der Frühlingstoilette dieser beiden Pariserinnen der 70er Jahre, deren eigentlicher «Chic» im Grunde jedoch auf einer bis zum Grotesken gehenden Uebertreibung und Disproportion der natürlichen Formen beruht. Aber hat nicht mit Recht Baudelaire die Mode als eine «déformation sublime de la nature» definiert? Und wer könnte wohl erst dem Charme eines solchen gemalten Modeaperçus von Auguste Renoir widerstehen?

EDGAR DEGAS: Amazone. (Aus einer Mappe: Les dessins de Degas, Kunsthaus Zürich). Von fast ländlich-herber Anmut dagegen und einem sehr viel solideren Geschmack zeugt das Tenue der jugendlichen Amazone. Das keineswegs untadelig schöne oder gefällige, doch sehr mädchenhafte und echt französische Profil mit dem aufgeworfenen Stupsnäschen läßt an eines der zahlreichen Bonmots des Autors dieser Louvrezeichnung denken, Edgar Degas, der da meinte, daß es wünschenswert sei: «que les jolies femmes aient même dans leurs charmes cette pointe de laideur, sans laquelle point de salut!»



Modewechsels wirtschaftlich erzwingen. Sehr richtig schrieb hierüber einmal ein deutscher Soziologe, Georg Simmel, der von 1858 bis 1918 lebte, die folgenden Sätze: «Während im allgemeinen unsere Kleidung unseren Bedürfnissen sachlich angepaßt ist, waltet keine Spur von Zweckmäßigkeit in den Entscheidungen, durch die die Mode sie formt: ob weite oder enge Röcke, spitze oder breite Frisuren, bunte oder schwarze Krawatten getragen werden. So häßliche und widrige Dinge sind manchmal modern, als wollte die Mode ihre Macht gerade dadurch zeigen, daß wir ihretwegen das Abscheulichste auf uns nehmen; gerade die Zufälligkeit, mit der sie einmal das Zweckmäßige, ein andermal das Abstruse, ein drittes Mal das sachlich und ästhetisch ganz Indifferente anbefiehlt, zeigt ihre völlige Gleichgültigkeit gegen die sachlichen Normen des Lebens, womit sie eben auf andere Motivierungen, nämlich die formal-sozialen als die einzig übrigbleibenden hinweist.»

Die antike griechische oder ägyptische Gewandung ist aus Zweck und Schönheitsgefühl in langsamster historischer Entwicklung geworden, die bäuerliche Tracht ebenso, das modische Kleid aber nicht. Und daher wirkt es auch durch erkennbare Zweckmäßigkeit oder Schönheit nicht und ist veraltet und lächerlich, sobald es eben nicht mehr Mode ist.

Allerdings hat nun aber die modernste Zeit eine Lebensform geschaffen, die früher nicht vordringlich vorhanden war: den Sport, den Männer wie Frauen treiben. Und der Sport war doch noch mächtiger als die Mode. Mit welchen wahnsinnigen Kostümen — wahnsinnig vom Standpunkt der Zweckmäßigkeit aus beurteilt — stiegen die ersten Damen in die Hochgebirgswelt, spielten sie Tennis oder turnten sie! Heute ist die Sportmode in erster Linie dem Zweck angepaßt und sucht in zweiter Linie die Zweckerfüllung durch Gefälligkeit ästhetisch zu unterstreichen. Nicht in jedem Fall zwar, aber die Tendenz hiezu ist doch bemerkbar, wie wir denn überhaupt in der allerneuesten Zeit, aus vielleicht sonst gar nicht so sehr erfreulichen Gründen, in allen unseren Lebensäußerungen dem Zweckdienlichen den Vorrang vor dem rein Schönen geben und uns dann damit trösten, daß die Zweckerfüllung eine Schönheit an sich darstellt. Vielleicht werden in kommenden Zeiten die schönen kleinen und großen Zwecklosigkeiten unserer Lebensäußerung ganz verschwinden, weil sie in der allgemeinen Nivellierung der menschlichen Gesellschaft keine Entfaltungsmöglichkeiten mehr besitzen. Und dann kann es auch sein, daß die Mode größte Einschränkungen erfahren und sich auf kleinste Kleinigkeiten wird beschränken müssen.

Bei den Naturvölkern und in von städtischem Wesen ganz unberührten, weltfernen, ländlichen Bevölkerungen können wir feststellen, daß, je weniger soziale Strukturdifferenzierung die Gesellschaft aufweist, desto weniger etwas wie Mode zu sehen ist. Auch im Altertum kann uns schon auffallen, daß in der kulturell großen minoischen Zeit auf Kreta um die Mitte des 2. vorchristlichen Jahrtausends, die auch sozial große Unterschiede in der Gesellschaft geschaffen hatte, die Mode einzog. Unendlich viele andere Fälle wären anzuführen. Bei den Naturvölkern finden wir in dem Augenblick Modebeispiele, in dem soziale Unterschiede innerhalb des gleichen Stammes sich entwickeln, das heißt in dem Augenblick, wo gewisse Kreise des Stammes innerhalb der Stammesgemeinschaft doch einen äußerlich erkennbaren Unterschied zu der Masse der Stammesangehörigen darstellen wollen.

Bei den ländlichen, stadtfernen Gemeinden erkennen wir die Unterschiede zwischen wohlhabend und arm, die an sich nicht so groß sind wie in der Stadt oder in von der Stadt beeinflußtem Landgebiet, in der Tracht selbst nicht, und nur die Tatsache, daß die eine ärmere Frau eine stark gebrauchte Gewandung und wenig Schmuck, die reichere eine neue Gewandung mit mehr Schmuck trägt, mag dem genauer Betrachtenden Unterschiede im finanziellen Vermögen der Betreffenden erkennbar machen.

Ganz anders aber ist es in allen jenen Bereichen der menschlichen Gesellschaft, in denen starke soziale Differenzierung herrscht.

Fortsetzung auf Seite 66



FRANK BUCHSER: Mrs. Simpson, 1854. Oel. 115 × 92 cm. Eigentum der Gottfried Keller-Stiftung, deponiert im Kunstmuseum Winterthur

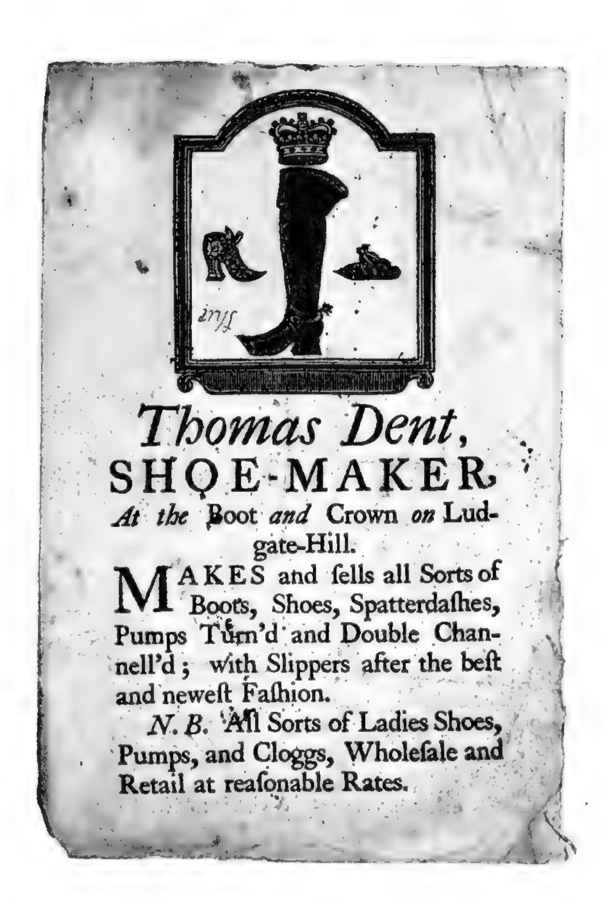


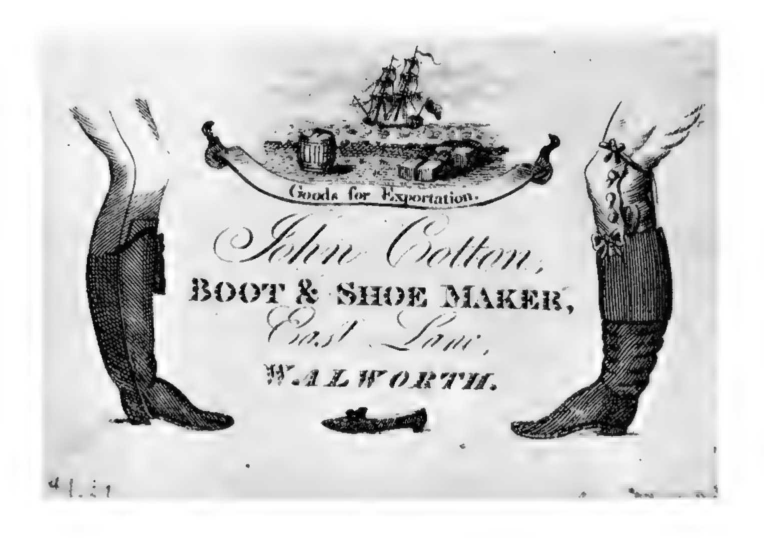
AUGUSTE RENOIR: Zwei Damen. Oel. 33 × 18 cm. Privatbesitz Winterthur



EDGAR DEGAS: Amazone, 1865. Bleistift







Geschäftskarten englischer und französischer Schuhmacher des 18. Jahrhunderts.



Nachfolgende Doppelseite: Eine weiße Steppstickerei mit venezianischer Spitze ist unter den modischen Kleinigkeiten ausgebreitet: Das Tauftuch aus der Familie des Malers Albert Anker in Ins. Darauf liegt ein weißseidenes Ridikül mit Ziehverschluß, bestickt, in farbiger Seide, Chenille und Pailletten, einen Knaben auf einer Schaukel darstellend, die an zwei Bäumen befestigt ist. Eine feine weiße Tüllspitze umgibt den Beutel. Der Fächer aus Elfenbein aus Berner Besitz ist französische Arbeit, seine Stäbchen sind teilweise bemalt, vergoldet und die durchbrochenen Partien mit Perlmutter hinterlegt. Das schmale und das breitere Papierband zeigen Schäferszenen. Aus einem eleganten Boudoir stammt wohl die weißseidene Brieftasche, in farbiger Seide und Pailletten, bestickt, mit Bogen, Köcher und Waldhorn auf der einen und einem Aehrenstrauß mit Rechen auf der anderen Seite. Der Heidelbergische Miniatur-Katechismus in rotem Ledereinband mit Goldpressung wurde im Jahre 1677 bei Georg Sonnleitner in Bern gedruckt. Aus dem 18. Jahrhundert stammt die kleine emaillierte Dose mit der Darstellung einer eleganten Schäferszene. Das jüngste Ding in dieser Gesellschaft ist ein trapezförmiges Holzetui mit eingelegten Blumen aus Perlmutter, inwendig mit rotem Sammet ausgeschlagen, auf dem die eingepaßten Nähutensilien liegen, eine Arbeit des 19. Jahrhunderts. Als letztes nennen wir, wiederum aus dem 18. Jahrhundert, ein kleines silbernes Riechbüchschen von ovaler Form mit eingezogener Wandung. Der vergoldete Einsatz ist mit Blattzweigen durchbrochen. Bernisches Historisches Museum

Damenschuh aus bestickter Seide, Anfang 18. Jahrhundert. Schuhmuseum der Bally-Schuhfabriken A.G., Schönenwerd.







Par Gavarni.

14

_Ma fille va entamer son grand morceau.

MANN UND MODE

Es ist schon sonderbar, wie leicht unüberlegte und nicht geprüfte Redensarten auch von sonst mit der Schwerarbeit des Denkens vertrauten Personen nachgeplappert werden. Zahlreich sind diese gebrauchsfertigen Klischees und Krücken für geistig Lahme. Unter ihnen der oft und gerne zitierte Satz, daß ganz kurz geschnittene Haare oder gar rasierte



Köpfe männliche Attribute seien. Ein anderer, besonders beliebter Spruch sagt aus: Sorgfältige, farbige und pompöse Kleidung ist unmännlich. Dieselben Leute, die in einer Galerie die herrlichen Männerbildnisse vergangener (auch gar nicht so lang vergangener) Epochen bewundern, scheinen unfähig zu einer schnurgeraden Folgerung.

Eben in allen betont «männlichen» Zeiten war das starke Geschlecht geputzt, angetan mit Samt und Seide, Schmuck und Federn. Solange der Mann par excellence Mann war, übertraf er an Pomp und Kostbarkeit des Aeußeren seine zarte Gegenspielerin. Zeugen dafür sind die Bildnisse von Byzanz bis zur Aera Napoleons, diese Darstellungen von Herrschern: lange Haare (rasierte Köpfe haben nur die Sklaven), schwerer Schmuck, prunkvolle Kleidung. Selbst der Bürger trägt, wenn auch bescheidener, Putz und Verbrämung. (Beispiele: Der Kaiser, sein Berater [Ravenna], der Geldwechsler, der Gerichtsherr, der Bürgermeister.) Auch die Größten des Geistes vernachlässigten nicht ihr Aeußeres. Angetan mit einem Prachtgewand aus schwerer Duchesse-Seide und in Spitzen, verfaßt Molière seine unverwelklichen Gesellschaftssatiren. Auf dem Bilde von Mignard ist er ein wahrer «Elégant». Ebenso erstrahlt Goethe auf dem unvergeßlichen Porträt von Stuhlbein in ganzer Schönheit. Rousseau, trotz «Contract social», hat seinen Vertrag mit der Zeitmode nicht gebrochen. Frack, Perücke und Weste sind tadellos im Schnitt und zeugen von Freude am Aeußeren und nicht von Ideologien. Er sieht eher aus wie der junge Werther als wie der Erzvater des Sozialismus.

Die Schriftsteller, wenn sie auch ihre Epoche geißeln oder kritisch ironisieren, üben Nachsicht mit der Aufmachung ihrer Zeitgenossen. Charakter und Sitte ist das Gebiet, wo sie angreifen. Nur wildeste Auswüchse der Tagesmode werden von ihnen oder von der Kanzel aus getadelt. Molière, Voltaire, Beaumarchais verschmähen die Wohltaten der Perücke nicht. Das zeigt, daß sie, wie Samson, an die Kraft der langen Haare glauben. Heute sind vielleicht die Musiker die einzigen, die solches wagen.

Der Abfall vom Pittoresken, der seine tiefen Ursachen im Puritanismus hat, ist der Anfang der Bilderstürmerei in der Männermode. Strenge, Zähmung und Zucht der Phantasie wenden sich gegen die Symbole der Lebensfreudigkeit. Die neue Männermode kommt aus England, also einem protestantischen Lande. Es wird immer einem Vorbild nachgelebt: Wenn Herrscher bürgerliche Tugenden pflegen . . .

Das Abrücken vom «Pittoresken» zeigt sich übrigens genau so in der Architektur und Malerei. (Das ist nur ein scheinbarer Widerspruch: Die Malerei ist unpittoresk geworden.) So spröde, wuchtig und kantig wie unser Leben, so ist auch unsere Kunst und selbstverständlich auch unsere Mode. Die Frauen sind keine bunten Vögel mehr. Schwarzgrau und Braun sind die Losung. Daß sie noch in ihren Hüten, Hauskleidern und für den Abend etwas Phantasie, Farbe und Mut aufweisen, ist nur ihrer unverwüstlichen Lebensbejahung und Erotik oder, wenn man so will, ihrem Glauben an die Liebe zu danken.



Lithographie von Gavarni. Aus der Graphischen Sammlung der ETH.

Beim Männlein leuchtet nur in manchen Uniformen Farbe und malerischer Zug. Denn da gewittert noch Romantik in den Seelen: die Romantik des Heldischen und des Opfertodes. Die Selbstopferung der Samurai wird in dem Prachtgewand der Familie, das mit den Insignien des Geschlechtes bestickt ist, vollbracht. Der Tod hat übrigens noch überall seine ungebrochene Modetradition.
Aegypter, Chinesen, alle alten Kulturvölker bestätigen diese These vom Hang des Mannes zum Prunk. Schönheit und Noblesse des Faltenwurfes in Hellas und Rom sind uns allen gegenwärtig.
Vielleicht waren nicht alle Größen der männlichen Hochepochen schön, aber alle haben sich so schön gemacht, wie es nur irgend möglich war. Selbst die düsteren Spanier entfalten durch ihre vom Scheiterhaufen umlohten Jahrhunderte eine dunkle Pracht.
Seht den Tizian, van Dyck, seht Velasquez vor der Staffelei stehen! Sie sind gleich prächtig wie ihre fürstlichen Modelle. So geht es durch Jahrhunderte hin, wo nur die Geldkatze und die Vorschriften der Kleiderordnung im Leben und Sterben den Wunsch des Mannes nach dem Glanze der Erscheinung einschränken.
Aber mit Napoleon dem Dritten, dessen monstruöse Photographie mit Eugenie den Einbruch des bürgerlichen Zeit-



alters einleitet, fängt die Götterdämmerung an, und mit dem fortschreitenden Puritanismus der Angelsachsen verblassen auch langsam die prächtigen, romantischen Figurinen des Inselreiches. Kurzum: mit der Machtergreifung des Städtertums, Verlagerung des Reichtums und den ersten Anzeichen der progressiven Verarmung der Aristokratie. Da wird aus dem Paradiesvogel ein Spatz.
Doch der Bauer ist noch heute an vielen Orten sehr farbig gegenüber der beinahe komisch-grotesken Unkleidsamkeit der städtischen Tracht in dem Zeitraum von Napoleon dem Dritten bis Edward dem Zweiten. Von da an ist ein kaum merkbares, aber ständiges Ansteigen des ästhetischen Elementes in der armseligen, dürftigen Männermode zu verspüren.
Nicht nur die wohl sehr beeinflussende Industrialisierung, sondern auch die damit beginnende Vermassung, Veränderung des Lebensideales, Arbeit als zentrales Gebot und moralischer Bestimmer, haben die Schlichtheit und das Preiswerte heraufbeschworen. Natürlich sind Eisenbahn und Dampfschiff neben der «Egalité» schon damals Vermittler für die Ausbreitung einer gleichmachenden Mode geworden. Zum ersten Male in der verbürgten Geschichte tragen König und Kärrner die gleiche Mode. Die ganz kleinen geschmacklichen Abweichungen, die die Männermode in Europa aufweist, stammen aus den Temperamentsunterschieden der Völker.
Durch die Erstarkung und den Aufstieg des Kleinbürgertums kommt auch sein Mißtrauen gegen das Nurästhetische zur Geltung. Es wandelt sich das Idealbild: Was die Frauen über Kochtopf, Strickstrumpf oder Schreibmaschine träumen, wird Erscheinung in dem Aeußeren des Mannes auf der Straße. Natürlich gibt es nicht einen einzigen Idealtyp, aber die Typen sind in jeder Epoche beschränkt. So rauschen vorbei Antinoos, Petronius, Alkibiades, Raffael, Cesare Borgia, herüber zu Byron, Shelley, Nelson über den Professor im Rauschebart mit Ziehharmonikahosen zum Kinohelden, der in einer Person von heldischer Romantik bis zum Swing alles umarmt — außer jemals eine von seinen namenlosen Anbeterinnen. Ich weiß es nicht, ob nach Byrons tragischem Tode Byron-Anbeterinnen sich das Leben genommen haben, aber nach Rodolfo Valentinos frühem Erlöschen starben freiwillig fünf junge Mädchen. So stark ist die Macht der Illusion über Frauenherzen. Zum Impuls der Gefühle trägt sicher nicht wenig bei, daß der Kinoschauspieler sich in mannigfachsten, herrlichen Kostümen präsentieren darf. Und der Erfolg der bunten Uniform ist ja sattsam bekannt.
Das rapide zahlenmäßige Ansteigen des weiblichen Elementes verändert die Rolle des Mannes, der aus der natürlichen Kampfattitüde der Männchen vor dem Weibchen immer mehr in die Rolle des Umworbenen übergeht. Kurzum: er braucht nicht mehr zu gefallen. Nach einer ungerechten Logik wird eine putzsüchtige Frau ein Pfau genannt. Vergessen wir nicht, daß der prächtige Radschläger männlichen Geschlechts ist. Aber im Sport entsteht eine Befreiung aus dem Zwang der Tagesmode. Da kann der Pfau sich wieder ein bißchen vorwagen. In einer hoffnungslos farblosen Zeit war die erste Manifestation einer Umkehr die Sitte der Golfer, sich unter riesigen, bunten Bauernschirmen zu verstecken. Auf dem Sportplatz wurden seitdem Freiheiten, Kühnheiten sanktioniert, die sonst eine Klippe in der Karriere bedeuteten. Und da der Sport heute einen vertikalen Schnitt durch den europäisch-amerikanischen Volkskörper macht, wurde die sportliche Kleidung beinahe eine Berufskleidung. Heute spazieren auf der Bahnhofstraße die jungen Leute, ohne daß jemand etwas dabei findet (außer der liebe «Nebelspalter»), so angetan, wie sie sich vor einigen Jahrzehnten selbst auf dem Sportplatz nicht getraut hätten.
Kleider sind eben auch Kasten-, Klassen- und Zunftzeichen und einst ausgesprochene Merkmale der Zugehörigkeit zu einer Nation oder einem politischen Gebilde. Spanische Mode, französische Mode: Man erkannte im Ausland die Leute

daran, wie sie angezogen waren. Heute kommt nun wieder langsam eine Berufskleidung auf: der schmucke Overall der Arbeiter und der «bleu de mécanicien», wie man in Frankreich schon sagt, der Handwerker.
Vor vielen, vielen Jahren fuhr ich nach Deutschland hinüber und sollte Spengler, der damals schon den «Untergang des



Abendlandes» veröffentlicht hatte, in einer der entzückenden Rokokostädte von Bayern abholen, um noch einige Bekannte mit ihm zusammen zu treffen. Wir fuhren im offenen Wagen durch die frühsommerliche Landschaft und hielten in einem kleinen Provinzstädtchen zu längerer Rast. Nach dem Abendessen unter dem Lüsterweibchen in dem Raum, der seit sicher über dreihundert Jahren seinen Aspekt nicht verwandelt hatte, und wo von den Wänden viele Generationen uns bei unserem ausgezeichneten Mahle zuschauten, kamen wir über diese längst verschwundenen Herren und Damen auf die Mode zu sprechen.
«Das wäre noch eine Aufgabe, die Psychologie der Mode zu verfassen. Aber richtig und in ihrer ganzen Bedeutung und ihrem ganzen Umfange. Sie ist noch viel aufschlußreicher, als es so bei der ersten Ueberlegung scheint. Eigentlich sollten wir», sagte er mit einem Lächeln, «das wegen der Kompetenzen zusammen machen.» Ich stimmte begeistert zu und — bei diesem frommen Wunsche blieb es. Wohl habe ich einige Monate fleißig Material gesammelt und endlose Folianten durchgeblättert. Sollte das Buch einmal doch geschrieben werden, so soll es den Manen von Spengler dediziert werden. Mode ist besonders als Sinnbild und als hypnotisch-suggestives Phänomen das, was in dem Querschnitt des Problems bis an die Wurzeln reicht. Denn Kleider sind eigentlich *echte* Symbole, und gut zieht sich jener Mann an, der diese Symbolsprache richtig anwendet.
Sonderbarerweise ist der Norden kühner und unternehmungslustiger als der Süden. In Paris gab es noch ein öffentliches Aergernis und scharfe Anwürfe in der Presse, als einige junge Leute innerhalb des Pariser Weichbildes ohne Krawatte, mit offenem Hemd und ohne Weste und Jacke spazieren gingen. Eine ältere, respektable Dame der Gesellschaft ging so weit, in ihrer Empörung gegen die Pietätlosigkeit, daß sie einen der hemdärmeligen jungen Männer in der Rue de Rivoli ohrfeigte. Und in der Weltausstellung, viel später, 1936, wurden einige Belgier in «Shorts», sie waren einfache junge Leute und kamen zu Fuß aus Brüssel, um die Ausstellung zu besuchen, durch die Polizei vom Ausstellungsgelände entfernt.
Diese Unduldsamkeit dort und die Duldsamkeit hier weist auf eine differente Einstellung zu Symbolen hin. Während zum Beispiel in Frankreich die alte Symbolsprache der Kleidung noch Geltung hatte, schreibt man hier schon auf neuen Tafeln. England kennt da eine scharfe, aber reinliche Scheidung. Es hat die Symbole behalten, hält sie noch hoch, aber klar begrenzt, und das Neue hat seinen Platz zugewiesen bekommen in der Hierarchie.
Wie ein Fels in der Brandung des Modewandels steht die Kirche. Das Priesterliche hat kaum eine Wandlung erfahren, weil da die Gewandsymbole eine tiefe und starke Rückverbindung bedeuten. Und ihre Grundlagen den Sinn nicht verändert haben. Da ist jede Form und jede Bewegung Symbol, das heißt lebendig erfülltes Gleichnis. Wer die Ostermesse in San Marco, wo der zelebrierende Priester während der Verwandlungsapotheose auch äußerlich verwandelt wird, gesehen hat, der kann eine Idee bekommen, was die äußere Hülle des Menschen bedeuten kann.
Typisch für unsere Zeit in Europa ist eine starke Annäherung zwischen der Frauen- und Männermode. So ist die Hoffnung nicht ausgeschlossen, daß eine glückliche Synthese bevorsteht. «Nicht auffallen», war das Losungswort des Modeherren von vorgestern. «Je m'en fiche pas mal» von gestern. — Und morgen?

F. F.



Durchs ganze Heft zerstreut: Holzschnitte nach Zeichnungen verschiedener Pariser Künstler des 19. Jahrhunderts aus dem «Musée Philipon»

Aus dem Kleiderschrank vornehmer Leute

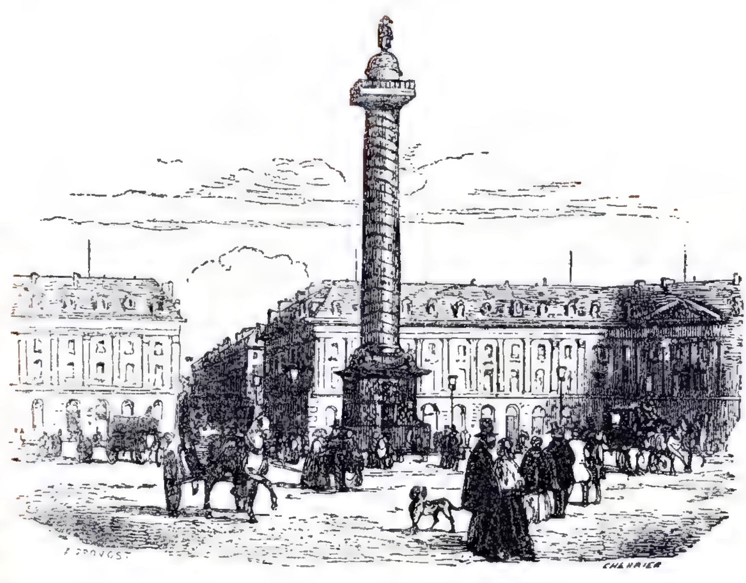
Einmal in der Geschichte Englands befaßte sich das Parlament indiskreterweise mit der Garderobe seiner Königin. Es verfügte nämlich, die Toiletten der verstorbenen Dame hätten ihrer Nachfolgerin vorläufig zu genügen. Gewiß, das Parlament bestand ganz aus Männern, und Männer sind bekanntlich, wenn man den Frauen glauben darf, in Kleiderangelegenheiten sehr zurückhaltend. Bei dem verstorbenen weiblichen Regenten handelte es sich um Elisabeth, bei ihrer bedauernswerten Nachfolgerin um Anna von Schottland. Ehe unsere Leserinnen jedoch den Stab über das hartherzige englische Parlament brechen, will ich ihnen verraten, wieviele Kleider Königin Elisabeth hinterließ: 3000 (dreitausend, Red.) der kostbarsten Roben. Ich weiß nicht, ob Sie sich das vorstellen können. Das Jahr besteht aus 365 Tagen. Wenn Anna von Schottland Tag für Tag nur ein neues Kleid trug, dauerte es etwas mehr als acht Jahre, bis sie das zuerst getragene zum zweitenmal anzuziehen brauchte. Oder: In einem geräumigen

Les serres du Jardin des Plantes

Kleiderschrank bringen wir mit gutem Willen ungefähr zwanzig Anzüge unter. Das macht für Elisabeth die Kleinigkeit von 150 Kleiderschränken aus. In Wirklichkeit benötigten die Roben jener Zeit jedoch bedeutend mehr Raum als selbst unsere luxuriösesten Abendtoiletten. Die sogenannte spanische Mode, die in den ersten zwei Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts an allen europäischen Höfen getragen wurde, zeichnete sich durch steife, enge Formen aus, welche die oberen Körperteile zwischen die Eisenstangen der Schnürbrust zwängten und den Unterkörper durch ein unmittelbar über den Hüften getragenes rundes, dickes Kissen, über das die schweren Stoffe fielen, jeder Anmut beraubten. Diese Kissen nahmen allmählich einen riesigen Umfang an und führten zu der liebenswürdigen Annahme, Margarethe von Navarra trüge in dem ihren die Köpfe ihrer verstorbenen Liebhaber, um jederzeit minnigliche Zwiesprache mit ihnen halten zu können. Und nun: War sie wirklich so zu bedauern, die arme Anna von Schottland, und waren die spröden Parlamentsmitglieder jener Zeit in Kleiderfragen tatsächlich so zurückhaltend?

• • •

Nein. Wie die Damen, liebten auch sie den Luxus. So schleppte der Marschall von Bassompierre einen Anzug von Goldstoff zur Taufe Ludwigs XIII., der mit fünfzig Pfund echten Perlen besetzt war. (Selbst ein neugeborener König wiegt nicht mehr als durchschnittlich den zehnten Teil davon.) Und da behaupten wir noch, man habe sich das Leben in früheren Zeiten leichter gemacht als heute! Prinz Heinrich von Wales verschleuderte in einem Jahr für 38 Anzüge aus Sammet, Atlas und Seide die Kleinigkeit von ungefähr 400 000 Franken. Aber er hätte das immerhin 88 Jahre lang hintereinander tun müssen, um den Rekord Elisabeths brechen zu können. Offenbar lohnte sich das Rennen nicht; denn der Einsatz würde 35 200 000 Franken betragen haben, was selbst für eine prinzliche Kasse jener Zeit allerhand bedeutete. Was nun den Schmuck betrifft, dessen Kostbarkeit und Fülle uns auf Bildern oft begegnen, so muß gesagt werden, daß er den Porträtierten gar nicht immer gehört hat. Englische Damen bezahlten 10 Schilling extra, wenn sie sich eine schöne Perlenschnur um den Hals machen lassen wollten, und was an Männerschmuck auf Gemälden schätzungsweise die 50 Pfund des Marschalls von Bassompierre übertrifft, dürfen wir heute also mit gutem Gewissen der Phantasie des Künstlers zuschreiben, dem das Malen derselben wohl leichter fiel als ihren stolzen Besitzern das Tragen!



Colonne et Place Vendôme

Zu den Reichtümern der Kleiderschränke gehören auch die modischen Kleinigkeiten, einmal sind es Krösen, einmal Spitzen, die im 17. Jahrhundert vorübergehend als Garnituren für Reitstiefel Verwendung fanden und von denen Cinq-Mars, der unglückliche Liebling Ludwigs XIII., genau dreihundert Paar hinterließ und deren Preise in England bis auf 5000 Franken stiegen. Auch Karl I. von England schaffte sich einmal 1000 Meter Spitzen an, um sich damit zwölf Hemden garnieren zu lassen. Das macht also 83 Meter Spitzen pro Hemd. Man fragt sich, wie groß denn eigentlich das Hemd und der König waren, wenn die Garnitur desselben annähernd hundert Meter benötigte, und wenn uns aus jener Epoche nichts übriggeblieben wäre als diese Nachricht, müßten wir auf ein ausgestorbenes Geschlecht mächtiger Riesen schließen, das damals Britannien beherrschte. Die Wäsche war kostbar, aber nicht sauber. Heinrich IV. besaß überhaupt nur zwölf Hemden und vier Taschentücher.

Auch Unterröcke bildeten eine Zeitlang die Hauptsorge vornehmer Damen, von denen man außer dem Kleid mindestens drei verschiedenartige tragen mußte, wenn man nicht die Zuneigung des Zeitgeschmackes und ihrer Anbeter, der Männer, verlieren wollte.

In Spanien befanden sich Bleiplatten in den Kleiderschränken aller begüterten jungen Mädchen, die in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts einen Mann finden wollten, der sie als schöne und anständige Jungfrau freien sollte. Diese Bleiplatten trugen sie an jenen Stellen, die üblicherweise dem Busen vorbehalten blieben, bis sich statt der verpönten zarten und oft besungenen Rundungen Löcher zeigten. Nun komme mir noch jemand und behaupte, es laste sozusagen ein bleischweres Gewicht auf seinem Herzen, weil er vielleicht die Miete des vorigen Monats noch nicht bezahlt hat. Die weibliche Jugend jener Zeit könnte ihm sagen, was «bleischwere Gewichte» sind, die auf einem Herzen lasten! Und all das geschah nur — damit man dafür den Rücken um so kecker dekolletieren durfte; denn etwas zeigen wollten sogar die frommen Spanierinnen.

• • •

Auch das 18. Jahrhundert füllte die vorhandenen Kleiderschränke bis auf den letzten Platz, und wenn sich ihre Besitzer nicht von ihren Lieblingsstücken trennen wollten, nahmen sie dieselben einfach ins Grab mit, wie Aurora von Königsmarck, die sich, in ein Vermögen an Spitzen gehüllt, einsargen ließ. In Baden hängten 1739 Männer und Frauen ihre spitzenbesetzte, nasse Wäsche vor dem Fenster auf, um sie von der dazwischen promenierenden eleganten Welt bewundern zu lassen. «Flohkopf, Milchfieber, Rinnstein, Nymphenschenkel, vergifteter Affe, lustige Witwe» lauten einige Namen, die man den damaligen Modefarben gab, einem ins Violette spielenden Braun und verschiedenen Graden von Gelb und Grün, deren Schönheit wir noch heute auf Bildern bewundern, die uns Frauen in großen Reifröcken aus Seide, Brokat und Damast zeigen. Während die Damenwelt sich in Spitzen und Röcke verliebte, zogen die Mägde eines Amsterdamer Herrn Höschen einzig an, wenn sie die Fenster des Hopeschen Hauses putzen mußten (was sehr selten geschah), und die Holländerinnen benützten dasselbe unbeliebte Kleidungsstück nur zum Schlittschuhlaufen. Weitere Auskünfte darüber erteilt Casanova jederzeit freigebig und mit der ihm eigenen gründlichen Sachlichkeit. Nun aber zu den Männern: 500 Anzüge, 102 Taschenuhren, 87 Ringe, 75 Degen,



Eglise de Notre-Dame

63 Riechfläschchen, 47 Pelze und nur 13 Muffe bewahrte der sächsische Premierminister Graf Brühl in seinen Kleiderschränken auf. Das war nicht nur persönliche Eitelkeit. Wenn man zu den 33 Gala-Abenden des kurfürstlichen Hofes zu München in 33 verschiedenen Anzügen erscheinen mußte, benötigte man logischerweise auch für die übrigen 332 Abende des Jahres noch einige einfache Stücke dieser Art.

• • •

Gegensätze, auch in der Mode, brachte das 19. Jahrhundert mit sich. 1794 trat eine Schauspielerin mit bloßen Armen auf einer Berliner Bühne auf und wurde dieser Unsittlichkeit wegen scharf getadelt. Im Jahre 1800 spazierte Madame Hamelin, übrigens die schöne Frau eines reichen Schweizers, nur mit einem Gazeschleier bekleidet in den Gärten der Tuilerien. 1804 beglich Napoleon die Rechnung seiner und der Kaiserin Krönungskleider: 650 000 Franken. Das 18. Jahrhundert schwärmte für Spitzen, das 19. Jahrhundert für Shawls, von denen die Kaiserin Josephine 300—400 Stück besaß, jedes einzelne kostete ungefähr 18 000 Franken. 1858 meldete Bismarck, man müsse in Paris mindestens 1200 Franken für einen echten Kaschmirschal bezahlen. 1864 besaß ein Tarlatankleid 600—700 Meter Rüschen, und Madame Carette bemerkte am Zar Alexander II. zum erstenmal Armbänder. Doch hüten wir uns davor, ins Aufzählen zu geraten. Die Mode verliert allmählich ihre standesbedingten Besonderheiten. Nicht nur die Kleiderschränke berühmter, sondern auch unberühmter Leute beginnen sich zu füllen. Seit 1791 gibt es in Paris Magazine, die fertige Kleider verkaufen und gedruckte Prospekte verschicken. Korn & Hoßtrup ahmt 1799 das erfolgreiche Unternehmen in Hamburg nach, und wenn wir zum Schluß noch einen vierzigjährigen Berliner Redaktor erwähnen, der in seinen Kleiderschränken zahllose Blusen, Kinderkleider und Schürzen aufbewahrte, über die er Tagebuch führte und die er neben sich auf sein Sofa legte, dann gehört dieser Fall schon eher in das Gebiet psychischer Grenzzustände und in die Sprechstunde eines Irrenarztes.

FRANZ FASSBIND

Kurz oder lang?

Psychologische Randbemerkungen zur Frauenmode der Gegenwart

• • •

Nos habits font partie de nous-même. Buffon

Die Kulturgeschichte berichtet von keinem Zeitalter, in welchem die Frau in ihrer Kleidung gleichzeitig zweierlei Stilformen huldigte. Unter vielen anderen Paradoxien bleibt auch diese der Gegenwart vorbehalten. Das kurze Kleid, der einfache, gerade Schnitt von Jacke und Mantel, Gang und Gehaben der heutigen Frau zeigen sie uns in der stolzen, «befreiten» Haltung, die ihr seit den letzten dreißig Jahren das ständig wachsende Bewußtsein ihrer sozialen und geistigen Errungenschaften verlieh. Vergeblich versucht die Mode durch eine Vielfalt von Einzelheiten, durch allerlei fröhlichen Aufputz, immer wieder ihren harten Zug zu mildern, die Rundung der weiblichen Körperformen durch Raffung, Weite und Fältchen hervorzuheben, vergeblich hüllt sie die Frau in helle Unschuldsfarben und unterbricht die dunklen durch kontrastierende Töne; der Gesamteindruck bleibt: geradlinig, streng, männlich. Weder die jetzt ein wenig runder «gearbeiteten» Schultern noch die aufgeschlagenen «Madonnenhüte» vermögen etwas daran zu ändern. Nicht einmal sie geben ihr eine weiblichere Note. Dem ganzen Aeußeren der heutigen Frau ist es abzulesen: sie ist arbeitender, selbständiger Bürger eines geordneten Staatswesens, Sportkamerad ihrer Kollegen und der aufgeklärte, nüchterne Lebensgefährte ihres Mannes. Doch nur am hellichten Tage! Je mehr sich der Tag dem Abend zuneigt, desto stärker schwindet das Selbstbewußte, Sachliche der weiblichen Erscheinung dahin. Zumindest äußerlich! Am Abend wird die Frau zusehends weicher, schmiegsamer, zugleich aber auch unnahbarer und rätselhafter. Plötzlich ist sie wieder das hilfsbedürftige, unberechenbare, spielerische Weibchen, als das sie Gott einst erschuf. Und das alles, weil sie ihr kurzes Kleid, den «beinfreien» Rock, mit dem langen, wallenden Gewand aus schwerer Seide oder aus leichtem, hauchdünnem Gewebe vertauscht; weil sie den glatten Scheitel zu kecken Locken aufwirbelt oder sich den Knoten sittsam in den Nacken dreht. Flatternde Zipfel, Rüschen, Bänder und Blumen werden mit herangezogen, um den Eindruck des Schwebend-Zarten, des Biegsam-Sanften der weiblichen Wesensart noch glaubwürdiger zu gestalten. Ist dieser aber wirklich nichts als Schein? Oder vermögen Kleider als äußere Hülle ihren Träger so unvermittelt und tiefgreifend zu verwandeln, daß auch sein Inneres, seine Seele, völlig verändert scheint, wie uns die Mode das bei vielen Frauen heute vorgaukelt? Die Frage ist schwerwiegend, und die Antwort darauf birgt die ganze Vielschichtigkeit jener Probleme in sich, die in den Tiefen der Seele urständen. Nicht umsonst galt schon in alten Mythen das Gewand als Symbol der Seele! Die Antwort lautet nämlich: Eines ist vom andern nicht zu trennen. Denn Außen und Innen bedingen sich, ja sie verpflichten sich gegenseitig; so auch in der Mode der Kleidung. (Und nur von diesem Aspekt aus und nur soweit die Kriegsverhältnisse ihr noch Lebensraum gelassen haben, soll von ihr die Rede hier sein.) Darum ist es höchst bedeutsam und geradezu von einer tiefgehenden Symbolhaftigkeit, daß die Frau der Gegenwart nun seit fast 15 Jahren schon — bei der wechselnden Laune der Mode eine reichlich lange Zeit! — eine «Doppelsilhouette» zur Schau trägt. Als auf die Mode der bodenlangen, oft schleppenbeschwerten Kleider um die Jahrhundertwende jene folgte, wo die Röcke immer kürzer und kürzer wurden, bis im Jahrzehnt nach dem Kriege Ball- und Straßenkleider kaum mehr die Knie bedeckten, da war die Grenze erreicht und eine neue Stellungnahme nicht mehr zu vermeiden. Die Frau stand vor der Wahl: kurz oder lang? Und sie entschied: kurz *und* lang! Bei Tage kurz, am Abend lang, im grauen Alltag männlich, beim Fest des Abends weiblich! — Was hat das nun zu bedeuten? Wie ist dieser seltsame Entschluß zu erklären? War es eine neue Laune oder hatte es einen tieferen Sinn?

Sobald ein Volk eine gewisse Kulturstufe erreicht hat, erhält auch die Mode einen bestimmenden Platz in seinem Leben. Was aber ist «Mode» eigentlich? Wieso wird etwas zur Mode, welcher geheimen Macht untersteht sie? Der eine glaubt an Zweckmäßigkeitsgründe, der andere nimmt sie als Ergebnis künstlerischen Willens, der dritte verwechselt sie mit eingeborenem Spieltrieb, der vierte sieht in ihr ein Produkt des Zufalls und so fort. Man spricht über die Mode, man lobt sie, man verurteilt sie, man entwirft ihre Formen, man richtet sich nach ihr, und dennoch weiß niemand recht, was Mode im Grunde ist und was sie will. Rational läßt sie sich weder fassen noch in begriffliche Erklärungen pressen. Sie bleibt im Tiefsten ihres Wesens vieldeutig und geheimnisvoll wie die menschliche Seele selbst, deren spiegelnder Ausdruck sie ist, und vereint, wie diese, Rationales und Irrationales in unlösbarer Vermischung.

Die Mode ist eine seelische Manifestationskategorie für sich, den Urgründen des kollektiven Unbewußten entsprungen, so wie die Mythologie, die Philosophie, die Musik, die Dichtung; ein «Genos» und eine «Lebensgründung», wie der Kulturhistoriker K. Kerényi sie nennen würde. Mode ist Sprache in Kleidworten. Als eine eigene Gattung innerhalb der Kulturschöpfungen veranschaulicht sie in unnachahmlicher Ausdrucksfülle den jeweiligen «Zustand» von Mensch und Volk. In der Mode drückt sich unbewußtes Wissen über sich selbst lebendig aus, sei es durch das Individuum oder durch das Kollektivum. Man könnte fast die Formel wagen: sie ist «gelebte Kunst» — ein höchst komplexes Gebilde, in welchem alle gegensätzlichen Aspekte der Seele vertreten sind. Sie wächst — so sagt G. Simmel in seiner Schrift über die «Philosophie der Kultur» — aus dem Zusammenwirken zweier Faktoren heraus: aus der Zeit und aus der Persönlichkeit. Als Spiegel von Zeitgeist und Sitte wirkt sie nivellierend, typisierend, und bedeutet: Bindung. Das Wörtchen «man» führt hier das Szepter. Als Ausdrucksebene des Einzelnen aber ermöglicht sie — gleichsam hinter der Fassade ihrer konventionellen Formen — individuellste Ausprägung und Nuancierung und gibt damit: Freiheit. So wird sie, eingespannt zwischen die zwei Pole,

innerhalb derer alles menschliche Leben abläuft, dem Wesen der Seele in stets bewegtem Gegenspiel gerecht. Moden sind stoffgewordene Ideen. Darum läßt Mode sich auch niemals erfinden, sondern nur «finden» — wie es in einem alten Ausspruch treffend heißt.

Wenn dem jedoch so ist, dann wird die Frage nach der Zwiespältigkeit der heutigen Frauenmode noch beunruhigender. Sollten wir aus der «Doppelsilhouette» gar auf einen «Doppelcharakter» schließen dürfen ? Das wäre wohl ganz verfehlt ! Denn wir würden damit das Wesentliche des Phänomens völlig übersehen und es nur mißdeuten.

Daß der Morgen und der Abend, der Alltag und die festlichere Nacht durch ihren verschiedenen Stimmungsgehalt auch nach verschiedener Kleidung rufen, wußte man seit jeher. Trotzdem trug die Mode dem nur durch eine reichere, prunkvollere Ausstattung des Tageskleides Rechnung. Am burgundischen Hof des 14. Jahrhunderts z. B. besaßen die Frauen für den Tag ein engeres, für Abendfeste ein weiteres, üppigeres Kleid. Schnitt und Stil blieben sich aber gleich. Nicht nur die Ausschmückung des Kleides, sondern auch die den Farben innewohnende Symbolik sind zur Hervorhebung des Unterschiedes herbeigezogen worden. Wie feine Mittel die Mode hat, sogar den Nuancen der wechselnden seelischen Situationen gerecht zu werden, erweist z. B. der sinnige Satz aus dem Buch «La femme au dixhuitième siècle» der Brüder Goncourt: «On ne parle pas à dix heures du matin à une femme comme on lui parle à dix heures du soir. Et si elle a une robe bleu, on n'ose pas lui exposer les sentiments qui auraient fait explosion, si elle avait eu sa robe rose.» — Das war freilich eine Welt mit anderen Vorzeichen als die unsere! Damals, zur Zeit des langen Kleides, bewegte sich das ganze Leben langsamer. Die Frau war bedächtiger, würdevoller, zurückhaltender, sie erschien gefühlsbetonter, vielleicht auch treuer. Im kurzen Kleid dagegen symbolisiert sich die ganze Sachlichkeit, Geheimnislosigkeit und Betriebsamkeit der Moderne. Mit ihren überladenen, oft ein richtiges Ritual des Anziehens erfordernden Gewändern, konnte die Frau auch zum anderen Geschlecht nicht dieselbe Beziehung haben wie die der Gegenwart mit ihren einfachen, leicht überzustreifenden Kleidern. Die zwei äußeren Erscheinungsformen stellen zwei verschiedene innere Verhaltensweisen bildhaft dar, zwei Welten, die sich aber in der Frau von heute überschneiden. Kann sie derselbe Mensch in sich vereinen, ohne einen Bruch in seiner Seele zu erleiden ? Etwas bedrückend stellt sich einem heute, angesichts der Frauenmode, diese Frage.

Die richtige Mode — und nur eine solche setzt sich durch — führt zwangsläufig zu einer organischen Verschmelzung von Kleid und Körper, von Stoff und Charakter. Jede Kleidung verrät daher gleich auch etwas vom Wunschbild, nach welchem der Mensch gerade strebt, sowohl für sich als auch in den Augen des anderen. Indem jedoch die Frau dem Ideal des Mannes äußerlich zu entsprechen sucht — siehe die Wespentaille, die von dünn zu üppig wechselnde, bald gedrungene, bald gestreckte «Linie»! —, formt sie unwillkürlich und von ihm unbemerkt auch ihrerseits an seiner Sehnsuchtsvorstellung von der Frau und verwandelt sie nach ihrem eigenen Sinn. Das hieße also vom Standort der männlich-weiblichen Doppelspurigkeit der heutigen Kleidermode aus gesehen, daß die Frau der Gegenwart tatsächlich jene zwei Naturen in ihrem Sein verwirklicht und daß der Mann dies nicht nur duldet, sondern es sogar als sein mehr oder weniger bewußtes Idealbild akzeptieren kann. (Man vergesse dabei nicht, daß ja die großen «Modeschöpfer» in der Regel gar nicht Frauen, sondern Männer sind!) Welch gewichtige Folgerungen sich aus dieser Tatsache ergeben, kann nur angedeutet werden. Sie führen in letzter Konsequenz bis zu den umfassendsten Problemen des gegenwärtigen Kulturumbruchs.

Die vor vierzig Jahren noch revolutionierend wirkende Behauptung O. Weiningers von der bisexuellen Anlage des Menschen ist längst zum Allgemeingut der Wissenschaft geworden. Man weiß, daß jeder Mensch, ob Mann oder Frau, in größerer oder geringerer Quantität und Latenz gegengeschlechtliche Eigenschaften, sowohl körperlicher als seelischer Natur, in sich trägt. So verwendet schon z. B. die Medizin bei bestimmten Gleichgewichtsstörungen des Organismus männliche Sexualhormone bei der Frau und weibliche beim Mann mit überraschend gutem Erfolg. Und geschah nicht Aehnliches im großen «Organismus» des sozialen Lebens durch die vermehrte Arbeitsteilung der Geschlechter, indem die anfangs leidenschaftliche Ablehnung der berufstätigen, selbständigen Frau einem mehr oder minder stillschweigenden Gewährenlassen Platz gemacht hat ? Der Mann hat hier seine Alleinherrschaft bereits aufgegeben und viele Positionen, die er innehatte, mit der Frau geteilt. Unsere ganze Kultur hat damit einen völlig veränderten Aspekt erhalten. Die Frau ist von der empfangenden Seite des Lebens zur gestaltenden übergegangen.

Der seit den neunziger Jahren in immer erneuten Wellen vorstoßende Emanzipationsdrang war nicht nur Streben nach äußerlicher Gleichstellung; er wurzelte auch nicht in wirtschaftlichen Motiven, wie es aus dem Blickfeld unentwegter Materialisten erscheinen könnte. Seine wirklichen Triebfedern waren Wunsch und Wille, dem männlichen Gegenpol in sich Entfaltung und Wirkungsbereich zu ermöglichen. Da die Frau jedoch, trotz aller Emanzipation, den ewigen Gesetzen der weiblichen Natur unentrinnbar verhaftet ist, wird sie immer in erster Linie Geliebte und Mutter, Trägerin und Gebärerin des Lebens bleiben und für den Mann Geborgenheit im Lebenskampf und schöpferische Quelle zugleich bedeuten. Eine schwere, fast übermenschliche Aufgabe für die Frau von heute: zwei Leben parallel zu leben und beide Schalen bis an den Rand zu füllen!

Und die Männer ? Ja, auch sie haben eine Wandlung, wenn auch keine so augenfällige, durchgemacht. Nicht nur kopfgesteuerte, aktiv-männliche Frauen, auch affektregierte, weiblich-passive Männer sind heute in vermehrtem Maße anzutreffen. Der zwischen den Extremen von brutal und sentimental schwankende Mann, der sein Draufgängertum mit «männlich» verwechselt und sich dabei unreflektiert zum Herdenmenschen einspannen läßt, bildet die eine, übersteigerte Ausprägung davon, der hyperintellektuelle, launenhaft-

sensitive, der sich nirgends einordnen kann, die andere. Allerdings trägt der Mann dies alles in seiner Kleidung nicht erkennbar zur Schau! Oder sollte die farbenfreudige Sportskleidung der männlichen Jugend, vielleicht sogar die «Swing»-Mode, ein kleiner Schritt in dieser Richtung sein?

Jede Verallgemeinerung — und solche Feststellungen sind es schon ihrem Wesen nach — betrifft stets nur einen Durchschnitt, und ihre Gültigkeit ist freilich keine absolute. Eine gewisse Angleichung der beiden Geschlechter, vor allem eine Art «Verwischung» der seelischen Geschlechtsmerkmale, läßt sich aber heute nicht mehr abstreiten. Fast tritt sie schon in den Gesichtern zutage und drückt sich in einer seltsamen Gleichartigkeit von Frauenantlitz und Männerantlitz aus. Im späten Rom, wo die Männer wie heute glattrasiert waren und beide Geschlechter annähernd dieselbe Kleidung trugen, ging die äußere Aehnlichkeit vielleicht noch weiter, wenn auch die seelische Analogie nicht so ohne Weiteres gezogen werden darf. Einige Kulturhistoriker und Physiognomiker behaupten, es gäbe eine Periodizität, d. h. immer wiederkehrende Phasen, welche eine Art «Zwischenform» von Mann und Frau in vermehrter Zahl hervorbringen. Ihr Auftreten sei Folge und gleichzeitig Symptom eines Umbruchs, einer «Zwitterzeit», in der eine versinkende Welt und eine auftauchende Welt zusammenstoßen, sich gegenseitig aufspalten und durchdringen, bevor daraus eine neue, einheitlichere entsteht. Auch wir leben in einem Zeitalter des Werdens und des Ueberganges, der Sehnsucht und des Wollens, des Suchens und Versuchens. Das aber bedeutet zunächst immer Wagnis, Vermischung und Unsicherheit. In diesem Zusammenhang könnte auch die Frauenmode der Gegenwart als prägnantes Zeichen für die Doppelpoligkeit einer Zeitenwende stehen.

Eine jede Mode ist nicht nur Manifestation des Heute, keimhaft birgt sie auch die Formen von Morgen und Uebermorgen in sich und gibt dem Sehenden kund, was in den Tiefen der Seelen sich vorbereitet. Das aber scheint heute eher verheißungsvoll zu sein! Die Pessimisten behaupten zwar, das Zeitalter des Matriarchats sei im Anrücken und wir dürften uns auf eine Herrschaft von modernen, bebrillten Amazonen oder von gestrengen Urmüttern gefaßt machen. Der Krieg, die furchtbare Ernte des Todes unter den Männern, mag vielleicht das Uebergewicht der Frau noch vergrößern. Der natürliche Instinkt der Frauen wird sie aber — so möchten wir hoffen — vor jeder Maßlosigkeit bewahren und ihnen den Weg des «Richtig-Weiblichen» weisen. Wir wollen es also trotzdem mit den Optimisten halten und glauben, daß die Frau, als sie sich zu «lang *und* kurz» entschloß, damit ein symbolhaftes, wenn auch unbewußtes Bekenntnis zum neuen, ganzheitlichen Menschen abgelegt hat. Zu jenem umfassenderen Menschen, der die Zweiheit in sich zu einer übergeordneten Einheit verbindend, seit jeher das Ziel alles höheren Strebens war; denn er vereint beide Pole, den geistig-schaffend-männlichen und den liebend-empfangend-weiblichen, zu einem harmonischen Miteinander. Nicht in der Zerreißung der Gegensätze oder in ihrer Ueberspitzung findet die Frau ihre Erfüllung, sondern in ihrer sinnvollen, durch Maß und Klugheit bestimmten Verbindung. Dann wird sie in ihrer Kleidersymbolik beispielgebend auch den Mann «hinangeleiten» zur Erkenntnis und Differenzierung seiner weiblichen Seite, wodurch ihm größere Liebesfähigkeit und schöpferische Fülle erwächst. Und erst in dieser Einstellung wird die Frau keinem rechthaberischen Mannsweib mehr gleichen, sondern dem antiken Vorbild einer weisen Pallas Athene und, wie diese, unbescholten neben Spindel und Nähzeug auch Schwert und Griffel führen dürfen.

JOLAN JACOBI

• • •

PHOTOGRAPHISCHER MODEBERICHT AUS DEM JAHRE 1860

ALTE AUFNAHMEN AUS BASELS STRASSEN VON JAKOB HÖFLINGER



Der Photograph Jakob Höflinger aus dem Schwarzwald kam als junger Uhrmacher nach Paris, ist dort der neuen Kunst des Photographierens begegnet, hat um teures Geld diese Kunst gelernt und ist in persönliche Berührung mit Nadar und auch mit Daguerre gekommen. Ausgerüstet mit den neuen Kenntnissen, reiste er als Wanderphotograph durch Europa. Zeugnisse dieser Fahrten, Aufnahmen merkwürdiger Leute aus Polen, Rußland, Rumänien bewahrt heute noch sein Enkel, der Photograph Walter Höflinger in Basel, auf. Im Jahre 1859 hat Jakob Höflinger sich in Basel niedergelassen und ist seßhaft geworden. Es hat an Aufträgen ihm nicht gefehlt. Eine Menge Kabinettbilder der gutgestellten alten Basler sind entstanden, daneben aber hat Höflinger nach allen Seiten neue Versuche zur Weiterentwicklung seiner Kunst unternommen; er hat mehrere hundert Bilder aus Basels Straßen zu einer Zeit gemacht, da dies ein durchaus neuartiges Vorgehen war. Höflinger war um die Erhaltung ehrwürdiger Basler Baudenkmäler besorgt; auf der andern Seite lockte ihn vielleicht die besondere photographische Aufgabe der Landschaftsaufnahme und des unmittelbaren Berichterstatter-Bildes. Er ist durch sein selbständiges Vorgehen zu einem neueren Basler Chronisten geworden, dessen zahlreiche Zeugnisse, in photographischen Platten erhalten, eine gesonderte Veröffentlichung verdienten. Wir zeigen hier einige wenige dieser Blicke in Basler Straßen in den Jahren zwischen 1860 bis 1865. Es ist köstlich, die Krinolinen und Röcke der Ahnen nicht als Malereien zu sehen, ihnen nicht im Bühnenbild, noch auf der Filmwand als Verkleidung und Spiel zu begegnen, sondern vor ihnen wie vor alter Wirklichkeit zu stehen.

K.







1 *Am Fröschengraben, am Südende der Stadt, in der Nähe des Spalentors. Basels Bevölkerung hatte in den Jahren 1830—1860 sich fast verdoppelt, der Wohnraum für diese Bevölkerung aber hatte nicht zugenommen. Hinter den Mauern herrschte drangvolle Enge. Man half sich mit Aufstockungen und allerlei An- und Ausbauten.*

2 *Im Kasernenhof.*

3 *Am Rheinweg, in Kleinbasel, in der Nähe des heutigen Cafés Spitz. Im Hintergrund die alte, einzige Rheinbrücke.*

4 *Bei der Predigerkirche. Die Herren schauen zwar nach dem Photographen, aber nicht eitel-selbstgefällig, auch nicht unbekümmert, wie es heute geschieht, sie schauen verwundert-mißtrauisch nach dem neuartigen Unterfangen, photographische Bilder auf der Straße zu machen.* *Photos Jb. Höflinger*







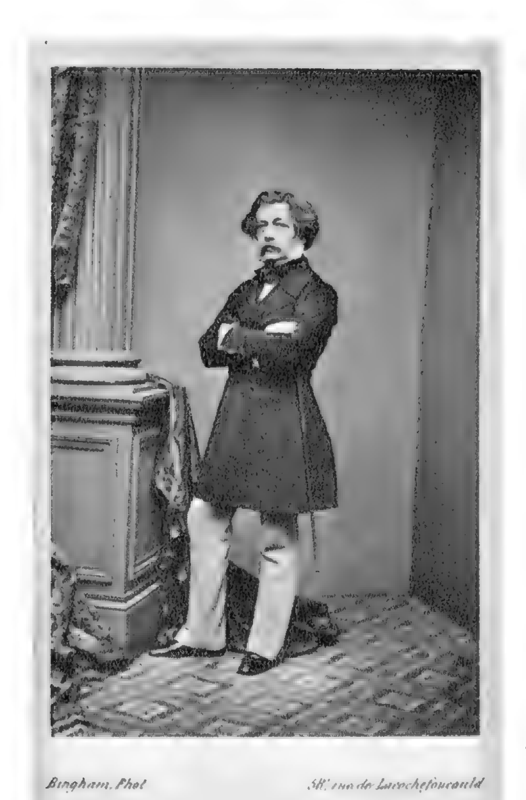


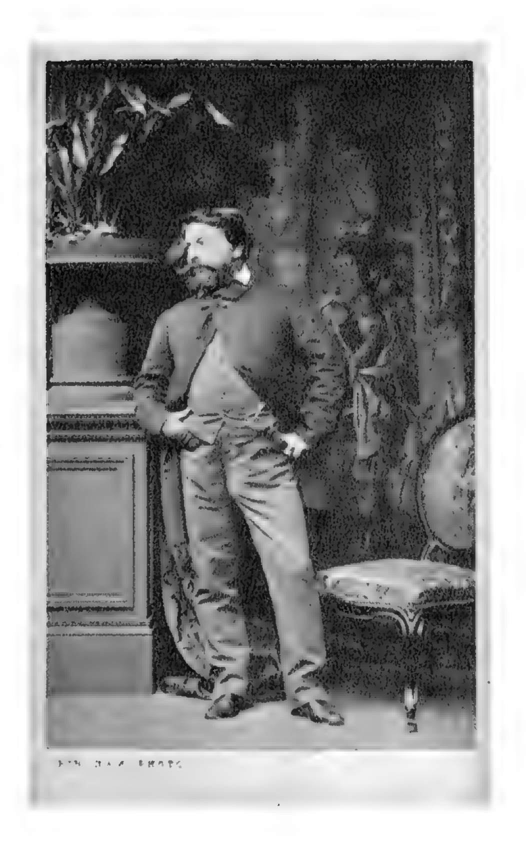




F. Weisbrod, phot.

Fünf alte photographische Aufnahmen aus den sechziger Jahren. In den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts zeigte der Frauenrock die Tendenz, breiter und voller zu werden. Der fächerförmig ausgebreiteten Form des Rockes den rechten Halt zu geben, gelang erst 1856, als die sogenannte künstliche Krinoline auf den Markt kam, bei der ein Geflecht aus elastischen Stahlbändern die vordem notwendigen steifen Unterröcke ersetzte. Nun erst wurde der Wiener Walzer möglich. Fast zwanzig Jahre lang beherrschte trotz vieler Nachteile die Krinoline die Frauenmode. Nach 1860 begann die Rückbildung. Die reine Kreisform flachte sich vorn ein wenig ab. Der Umfang wurde etwas eingeschränkt. Die Reifen setzten anstatt an der Taille erst in Kniehöhe ein. Im Jahre 1868, zwei Jahre vor Napoleons III. Sturz, ist die Krinoline so gut wie verschwunden.





Zwei Maler aus der Mitte des 19. Jahrhunderts: links Franz Xaver Winterhalter, rechts sein Freund Riedel.

Winterhalter ist im Jahre 1806 als Schwarzwälder Bauernbüblein geboren und ist durch Talent und Geschick der Maler der Könige und Kaiser seiner Epoche geworden. Er hat der Königin von England Zeichenunterricht gegeben, er hat das berühmte Bild der Kaiserin Eugenie im Kreise ihrer Hofdamen gemalt und er hat für die meisten Höfe Europas die kalten, reichen Repräsentationsbildnisse gemalt, darauf die hohen Herrschaften nicht viel Menschliches, aber möglichst viel Hoheit an sich haben. Dennoch kann man nicht sagen, daß diese Malerei, wie unsere Zeit es gern behauptet, mit Kunst nicht viel zu tun gehabt hätte. Es steckt darin großes Können und ein ausgeprägter Sinn für Haltung, körperliche Führung und für Formen des Umgangs, den das demokratische Zeitalter nicht nur zu seinem Vorteil verloren hat. Der Maler selber ist über all seiner eleganten Kunst zu einem überaus gepflegten Herrn geworden. Noch hat er die Bügelfalte der Hose nicht nötig, um als gut angezogen zu gelten, noch ist in Farbe und Schnitt der Kleidung ihm einige Freiheit gestattet, die wir heute nicht mehr haben, da wir in der ganzen Kleidung sportlich und sozusagen einfarbig geworden sind.



Haller von Hallerstein:
Karikatur der Hüte, die im Jahre 1810
getragen wurden

Links: Feriengäste im Berner Oberland, ungefähr ums Jahr 1905 *Photo Hartmann*

1816. Costume Parisien.



Amazone!



Handkolorierte
französische Modekupfer aus dem Empire
Sammlung E. Rutishauser
Winterthur

1811. Costume Parisien.



Coiffure en Cheveux Repoussés, avec une Natte Postiche.
Douillette de Levantine.

1810. Costume Parisien.



Chapeau de Satin. Redingote sans ampleur par derrière.

Modell Gaby Jouval   Photo Werner Bischof





STREIFLICHTER ZUR BIOLOGIE DER MODE

VON ADOLF PORTMANN

Ein Blick auf die farbenfrohen und formenkühnen Gebilde der Mode verführt immer wieder zum Vergleich mit ähnlichem Reichtum, den Blumen und Tiere uns zeigen. Man kann keine Pfauenfeder betrachten, keinen Kolibri und keinen Paradiesvogel, aber auch keine Orchidee, ohne sogleich an allerhand verwegene Abenteuer der Bekleidungskunst oder des Kopfputzes erinnert zu werden. Die Mode tritt ja wahrlich in Wettbewerb mit der Natur — seit das Wort Schöpfung bei der Wissenschaft in Mißkredit geraten ist, taucht es im unbekümmerten Sprachbereich der Welt des tändelnden Spiels wieder auf: «Création» nennt der Modekünstler seine Gebilde, und heute, im Zeichen der Arbeitsbeschaffung, wird auch der Weise es nicht wagen, solche Schöpfungen als Modetorheiten zu mißbilligen. Wir nähern uns ja einer allgemeineren Erkenntnis von der Notwendigkeit des Ueberflüssigen.

Doch der spielende Gedanke, der von einer überraschenden Hutform zum Federschmuck eines Vogels wandert, dem das schillernde Pfauenrad den Prunk einer Revue in Erinnerung ruft, dieser Gedanke führt auch ein tiefernstes Bild herauf. Haben doch die Extravaganzen der Mode zu einer Ausbeutung der Natur geführt, gegen die der Biologe das Gewissen der Welt hat aufrufen müssen. Wir wollen nicht bei den tragischen Bildern des Vogelmordes verweilen, der immer und immer wieder um des schönsten Federschmuckes willen geschieht; aber wir müssen doch, wenn von Biologie und Mode die Rede ist, daran mahnen, daß die kurzen Eintagsfreuden an den Gestaltungen der Mode nicht mit dem Schwunde herrlicher, unersetzlicher Tiergestalten bezahlt werden. Dazu müssen alle helfen, die in irgendeiner Weise an den Werken der Mode interessiert sind!

Es gibt ja zum Glück das Mittel der Tierzucht, um sich so manche prächtige Feder, so manches Pelzwerk zu verschaffen. Mit Blaufuchsfarmen hat man es ja auch bei uns versucht; die großen Straußenfarmen Südafrikas sind wohl das eigenartigste Beispiel der Tierzüchtung im Dienste der Mode. Allerdings mahnen sie uns auch an die große Schwierigkeit, mit der jeder Betrieb rechnen muß, der einer Mode dient: Wie soll man kostspielige Tierzucht auf lange Sicht planen, wenn die Nachfrage nach Pelzen oder Federn vom steten Wechsel der Moderichtungen abhängt? Wie schwierig ist die Lage der großen Straußenfarmen geworden, als für eine lange Zeit die Mode von den einst so gesuchten Straußenfedern ganz einfach genug hatte. Gerade damals hatten die Straußenzüchter ein Mittel gefunden, um sich die begehrten weißen und schwarzen Federn des Hahns in großen Mengen zu verschaffen. Wenn man nämlich bei Straußenhennen den Eierstock entfernt, so wird dieser braune, weibliche Strauß bei der nächsten Mauser hahnenfedrig, bildet also die viel wertvolleren schwarzen und weißen Federn aus. Zur Erzeugung der Nachkommen genügen auf einer Farm wenige Hennen, alle übrigen könnte man in Hähne verwandeln. Aber eben — diese Prozedur hat nur einen Sinn, wenn nach den Federn überhaupt gefragt wird.

• • •

Wenn auch unsere Gedanken Modegebilde und bizarre Blumen oder Falten in Zusammenhang bringen, so zeigt die ernsthaftere Prüfung doch gleich, wie wenig solche schönen Naturgestalten eigentlich mit unserer Mode zu tun haben. Denn allen den Tier- und Pflanzenformen fehlt ja gerade das Eigenartigste: der Wechsel der Mode, das völlige Verschwinden mancher Modelle, das spontane Auftauchen von ganz Neuem. Wir wissen nicht sicher, wie lange es schon Fasanen gibt, doch sprechen manche Versteinerungen dafür, daß sie bereits vor etwa 60 Millionen Jahren vorkamen, während man das Alter des Menschengeschlechtes höchstens mit Hunderttausenden zu schätzen wagt. Jedenfalls gab es schillernde Kolibris, bevor Menschen auf der Erde gelebt haben, und der Goldfasan wie der Pfau trugen ihren farbigen Federschmuck ebenfalls längst vor dieser Zeit. Und heute wie vor undenklichen Zeiten tragen sie dieselben Schmuckfedern, stellen sie die gleichen Gebilde zur Schau. Es ist eine banale Feststellung, die wir da machen; aber wir müssen einen Augenblick diese erstaunliche Beharrlichkeit vor Augen haben, wie sie das Bild der Natur uns auch darbietet — denn allzusehr sind doch die Ideen der Gegenwart von dem Wissen um die Veränderlichkeit der organischen Formen beherrscht. Erst wenn wir uns diese stete Wiederholung der gleichen Naturdinge recht vorstellen, tritt auch das Besondere der Mode richtig hervor — ihre Begrenzung auf den Menschen! Ja, die Begrenzung ist noch enger; denn viele Völker, und gerade solche auf einfacheren Stufen der technischen Zivilisation, gleichen in ihrer Erscheinung den Naturgestalten, den Blumen und Tieren, indem sie seit Menschengedenken in einer festgeprägten Lebensform verharren. Sie bewahren in Klei-

Photo Werner Bischof

dung und Schmuck, in Gerät und Wohnformen eine durch Tradition gesicherte Stetigkeit der ganzen Erscheinung; sie tragen eine «Tracht», die nach sozialen Schichten und nach Geschlechtern differenziert sein kann, die aber eine solche kleinere Menschengruppe, einen solchen Stamm, ein Volk ebenso charakterisiert, wie Farben und Formen eine Tiergestalt kennzeichnen.
Und der Mensch der modernen städtischen Zivilisation entdeckt mit tiefem Anteil die Schönheit dieser schlichteren Lebensformen; der Kontrast mit dem hastigen Wechsel der eigenen Lebensart bringt das Verlorene oft mit schmerzlicher Macht in die Erinnerung — die mondäne Frau, die eben nach dem neuesten Modell gefragt hat, beginnt ihr Heim mit Bildern alter Volkstrachten zu schmücken. Aber die Sehnsucht nach der ruhevolleren Stabilität der älteren Verhältnisse führt auch zu bedeutenderen Reaktionen. Sind nicht die Bewegungen zur Einführung und Verbreitung modernisierter Volkstrachten ein großzügiger Versuch, wenigstens einzelnen Arbeitsarten oder manchen Lebensstufen jene Stetigkeit der Erscheinung wieder zu geben, die wir an einfacheren Menschengruppen und an den Naturdingen lieben und die wir im Wandel und Taumel des städtischen Lebens wieder aufs neue als Wert einschätzen lernen?
Aber gerade die Vorkämpfer solcher Trachtenbewegungen — wie sehr auch die vaterländische Begeisterung gefahrvoller Zeit sie gegenwärtig begünstigen mag —, sie könnten gewiß gar viel berichten von der Mühe und Sorge, die der Kampf um diese unzeitgemäße Stabilität mit sich bringt. Der Biologe, der die allmähliche Auflösung der ursprünglicheren Gesellschaftsformen verfolgt, der die Notwendigkeit zur Produktion und zur Neuschöpfung im Rhythmus des heutigen Lebens kennt, er wird auch den Wechsel der Moden als unvermeidliche Folge unserer Daseinsart ansehen müssen. Vielleicht wird aber die «Tracht» einmal ihre besondere Rolle spielen, um bei bestimmten Gelegenheiten die Zugehörigkeit zu einer geschlossenen Gesinnungsgruppe zu betonen in einem Zeitalter, das mehr und mehr dem Ausgleich der Existenzformen über die ganze Erde hin zustrebt. Heute kann der Kampf ja nicht mehr darum gehen, ob modische Kleidung oder Tracht getragen werden soll; es kann sich nur um Abgrenzung von Daseinsbereichen handeln, in denen das eine oder das andere der zwei Extreme sinnvoller ist.

• • •

Gar viele heimliche Wege verbinden die Lebensforschung mit den flüchtigen Erscheinungen der Modekünste. Wollen wir einen Augenblick an das schwere Problem rühren, das in dem so weitverbreiteten Wunsch nach schlankem Wuchse und rassigen Linien verborgen ist? Welch ein verwirrendes Bild, das sich da dem Biologen gestaltet, voll sich kreuzender Linien, voll unscharfer Partien — weit mehr eine Skizze, aus der sich sehr verschiedene Bilder entwickeln lassen. Wer weiß um das Richtige, das einmal daraus entstehen soll?
Jede Modezeichnung bringt uns Körperverhältnisse des Menschen vor Augen, wie sie in Wahrheit nicht existieren (oder dann nur als krankhafte Entartung). Der Modezeichner lernt diese Proportionen geschickt handhaben, auch in den Mannequins unserer Schaufenster erscheinen sie in gewagten Bildungen. Was dann der Drang zur Nachahmung solcher Vorbilder an Schlankheitskuren und ihren oft so bedenklichen Folgen auslöst, das müßte eigentlich der Frauenarzt schildern! Die Idealisierung einer besonderen Wuchsform zwingt die Menschen völlig in ihren Bann, treibt sie zu lebensfeindlichen Handlungen, nötigt eine riesige Filmindustrie dazu, diese Wünsche in der Traumfabrik ihrer Ateliers zu nähren. Aber auch wissenschaftliche Argumente müssen herhalten, um dieses oft kaum bewußte Streben nach der schlanken Körperform zu fördern. Man hört doch so allgemein, daß die Menschen langsam immer größer werden. Steht es nicht immer wieder in der Zeitung, daß die Messungen an Schulkindern neuerdings eine Steigerung des Längenwuchses festgestellt haben? Liest man nicht immer wieder, daß auch die Messungen an Rekruten dasselbe Bild der Größenzunahme ergaben? Soll man denn daraus nicht die Ueberzeugung schöpfen, daß dieses moderne Streben nach schlankem Wuchse in tiefem Einklang mit den verborgenen Entwicklungsvorgängen der Natur stehe? Es geht ein eigenartiges Gefühl der Sicherheit von einer solchen Gewißheit aus, von der Vorstellung, in Harmonie mit den Naturgesetzen zu leben; und es ist darum auch nicht verwunderlich, daß dieses Größerwerden immer wieder in einer optimistischen Stimmung vom modernen Menschen registriert wird, daß es den Glauben an eine allmähliche Verbesserung der Rasse bedeutend stärkt. Falls nun die Proportionen gar mit denen griechischer Statuen übereinstimmen, die seit langem als Vorbilder erlebt werden, dann ist das Glück des modernen Körpergefühls für einen Augenblick vollkommen!
Wo soll man anfangen, um diese Komödie der Irrungen zu entwirren? Die Menschen werden ja nicht einfach größer, wie man oft so leichthin sagt. Im Gegenteil, das Phänomen ist voll rätselhafter Einschränkungen: in manchen Gebieten, ganz besonders in einzelnen Regionen der abendländischen Kultur, nimmt die Zahl der Ueberschlanken innerhalb der Gesamtbevölkerung zu. Diese Erscheinung zeigt sich ganz besonders in der großstädtisch lebenden Bevölkerung Europas und Amerikas — und in der Großstadt wiederum ist sie am auffälligsten in sozial bevorzugten Schichten.
Die medizinische Forschung beginnt eben erst, in dieses Dickicht von Problemen einzudringen. Sie stellt zunächst einmal fest, daß es sich nicht nur um ein vermehrtes Längenwachstum handelt, sondern um eine allgemeine Förderung mancher Entwicklungsvorgänge in entscheidenden Jugendjahren. Sorgsame Prüfung läßt den Eindruck aufkommen, daß bestimmte Arten des erblichen Körperbaues von dieser Beschleunigung der Entwicklung in stärkstem Maße betroffen werden. Und wenn sich der Arzt und der Psychologe zur Erforschung dieses Großstadtkomplexes verbünden, so werden sie zu der Vermutung geführt, daß gerade dieser Menschentypus eine erhöhte Neigung zeigt, vom Lande nach der Stadt abzuwandern, daß er aber anderseits auch im erregten Rhythmus, im beschleunigten Lebenspulse der Großstadt sich leichter in den Kämpfen um soziale Geltung durchsetzt und so in den sozial begünstigten Schichten schließlich am deutlichsten festgestellt wird. Doch alle diese Beobachtungen sind noch immer voller «Wenn» und «Aber»; wir wagen nur darum von ihnen zu berichten, um wenigstens die Richtung der biologischen Gedanken anzudeuten und um die Schwere des

ganzen Schlankheitsproblems zu zeigen. Wie schwierig ist es in solchen frühen Etappen der Untersuchung, die wissenschaftliche Sachlichkeit des Urteils zu bewahren und sich nicht selber von impulsiven Wallungen des Gefühls, von eigenen Vorurteilen mitreißen zu lassen. Wir beginnen, Zusammenhänge zu ahnen, und dahinter tauchen neue Probleme auf: da ist zum Beispiel die verwickelte Frage nach der Wertigkeit des «Intellektuellen», in dem die einen das letzte Produkt der menschlichen Evolution, die andern das entwurzelte Kunstprodukt einer Großstadtmenschheit sehen wollen. Da ist die Frage nach der rechten Lebensart, nach der Berechtigung der Großstadt, nach den gesunden Idealen menschlicher Erscheinung, nach der schwer faßbaren Beziehung zwischen dem erregteren Ablauf unseres Lebens und der Gestaltung unserer ganzen Menschengestalt und ihrer künftigen Entwicklung — eine Frage, welche vom Biologen noch viel neues Wissen um das Wirken der geheimnisvollen Blutdrüsen und ihrer Hormone verlangt. Wir müssen heute auch schon den bloßen Anschein vermeiden, als sei das Problem des Größerwerdens gelöst oder der Lösung nahe — es ist schon ein rechter Schritt getan, seit wir die Fragen etwas genauer formulieren können.

Mit welchen zwiespältigen Gefühlen der Biologe die überschlanken Modezeichnungen betrachtet, läßt sich bei dieser Sachlage wohl denken — es mehren sich denn auch die ärztlichen Stimmen, die vor der optimistischen Einschätzung des ganzen Phänomens dringend warnen. Der Biologe freut sich im stillen darob, daß so viele Menschen dem geltenden Formideal nicht entsprechen; er sympathisiert mit allen, die etwas zu kurz geraten sind. Das hindert ja nicht, daß wir volles Verständnis aufbringen für die Künste der Mode, die durch den Schwung der Linien, den Schnitt des Gewandes, die Lage des Gürtels oder durch die listige Verwendung von Streifen und Falten an der Verwandlung des Eindrucks arbeiten. Bei solchem Beginnen wandelt ja auch der Modekünstler oder die Künstlerin durchaus auf den Wegen der Natur: Es würde dem Zoologen nicht schwerfallen, eine Fülle von Beispielen beizubringen, in denen uns auch die Natur etwas vortäuscht, das in Wirklichkeit nicht vorhanden ist, in denen durch Farben und Muster das wahre Wesen eines Tieres verhüllt wird, um das Auge eines anderen Geschöpfes irrezuführen. Doch wir müssen hier innehalten, denn vor uns steht das Rätsel der Täuschung, der Mimikry, das Problem der Maske — wieder eine Frage voller verborgener Beziehungen zu den Erscheinungen der Mode, aber auch zu den schwersten Entscheidungen des sittlichen Handelns, die ja unvermeidlich sind, wenn wir die Natur selber auf den Wegen des Tarnens und Täuschens, des Versteckens und Maskierens antreffen.

Ein seltsames Bild, reich an sinnvollen Widersprüchen, bietet der modische Mensch. Er folgt den Launen einer Geschmackswandlung, weil er gleich sein möchte wie die andern um ihn, weil etwas Dunkles ihn drängt, in der Masse unterzugehen, nicht zeitfremd sich abzuheben. Und doch möchte der gleiche Mensch, der so den Launen der herrschenden Meinung folgt, auch abstechen von den vielen; er möchte anders sein und würde gerne in derselben Menge, in der er untergehen will, zugleich auch auffallen. Auf dem schmalen Grate, der diese Widersprüche trennt oder verbindet — jede Grenze trennt ja und verbindet zugleich —, auf diesem Grenzgebiete bewegt sich die «Création», bedacht sowohl auf die Bewahrung der zeitgemäßen Linie als auf die nötige Extravaganz, die trotzdem die volle Beachtung sichert.

Müßte nicht der Biologe auch dem dichten Netz von Beziehungen Beachtung schenken, welches die Mode mit dem Naturphänomen der Geschlechtertrennung verstrickt hält? Zwingt nicht die gleiche verborgene Macht, die den farbenbunten Falter erzeugt, auch alle die Schmetterlinge der menschlichen Gesellschaft zu ihren lockenden Verkleidungen? Wie mancher Forscher ist überzeugt, auf diesem Gebiete tiefsinnige Zusammenhänge zu durchschauen, und die psychologischen Schriften unserer Tage — hierin wohl auch einer Art von Mode unterworfen — sind ja voll von der Verkündigung solcher Aufklärungen.

Aber schließlich führen doch alle die Wege, auf denen die Lebensforschung das seltsame Phänomen der Mode zu verfolgen sucht, immer wieder auf einen ganz besonderen Sachverhalt unseres modernen Soziallebens: auf die widerspruchsvolle Situation, daß die sozialen Verflechtungen unseres Lebens in steigendem Maße den Luxus zur «Notwendigkeit» wandeln, daß immer mehr die Erzeugung gerade des Ueberflüssigen die Grundlage für das Dasein ungezählter Menschen wird. Und die Verflechtung wird in kommenden Tagen nicht geringer werden, sie wird intensiver, und immer gebieterischer wird so dem Ueberflüssigen die harte Prägung der Notwendigkeit verliehen.

Frei wird nur die Form sein, in der solcher notwendig gewordene Luxus Gestalt gewinnt. — Wird sie wirklich frei sein? Der menschliche Formenschatz ist ja so beschränkt, und unsere Erfindungskraft bewegt sich in einem gar engen Kreise. Aber sie sucht ihn stetsfort zu erweitern, indem sie der fremden Natur neue Elemente der Gestaltung zu entreißen trachtet. Und gerade bei diesem Beginnen zeigt sich die fruchtbarste Beziehung der Lebensforschung zur Mode: daß der Biologe im Garten der Geschöpfe immer wieder neue Formen und Farbgebilde zu finden vermag und so mithilft, den Menschen die Freuden des Alltags zu vermehren.

• • •

DAS BILD IM KAMIN

VON C. C. MARVIL

Seit 34 Jahren veranstaltete der Herzog zu jedem Karnevalseingang einen großen Empfang. Nur in den Kriegsjahren ließ er es unterbleiben. Es wurde alles eingeladen, Gerechte, Ungerechte und deren Freunde. Die anderen kamen ohne Einladung. Das wurde so zum Brauch. Immerhin half ein Lokalreporter, der alle Leute von der schlechtesten Seite kannte, dem ängstlichen Majordomo bei der Identifizierung, damit doch nicht Prinzen von Geblüt sich einschleichen könnten, ohne ihrem Rang gemäß angemeldet und würdig empfangen zu sein.

Der Bienenkorb war schon einigermaßen gefüllt. Selbst der Hausherr war von seinen Privaträumen heruntergestiegen und mischte sich unter die Gäste, von denen ihn einige persönlich kannten. In einer Galerie stieß er auf Corinne Montroy, die wie gewöhnlich mit ihrem Gatten tuschelte. Der Herzog trennte die beiden mit einem mißbilligenden Blick, nahm den Arm der hübschen Frau und entführte sie:

«Lassen Sie die Exzentrizitäten endlich, Corinne, und machen sie ihrem Mann nicht öffentlich den Hof.»

Sie begaben sich nach dem großen Empfangssaal, wo später auch getanzt werden sollte — nur eine Geste, um den Ausbruch des Karnevals zu symbolisieren; auch war es als Zeichen gedacht, daß der Abend beendet sei.

«Wir wollen Revue passieren», sagte der Herzog, «es kommen immer noch ein paar neue Gesichter — die jungen Mädchen, die voriges Jahr noch nicht gesellschaftsfähig waren.»

Er war ein großer Freund hübscher Weiblichkeit. Es fiel ihm ein, daß er Corinne noch kein Kompliment gemacht hatte:

«Sie sind heute besonders gut gelungen, Corinne», sagte er wohlgefällig und sogar aufrichtig.

Sie installierten sich bei der Empore, auf der später die Musik Platz nehmen sollte.

«Turner ist doch ein hübscher Bursche», wandte sich Corinne zum Herzog, «er ist sogar prachtvoll im Frack.»

«Er ist sogar prachtvoll als Bankier», ergänzte der Herzog, «und er versteht etwas von Kunst. Aber er ist ein Filou.»

«Ich unterhielt mich mit ihm vor einiger Zeit und konstatierte, daß er auch schon vom Urteilsschwund angekränkelt ist. Es ist schändlich, wie alle Qualitätsbezeichnungen gleich dem Gelde abgewertet worden sind ... Wir sprachen über die schöne Frau Barjansky. Turner kennt sie gut, und trotzdem nannte er sie, um ein prätentiöses Scheinurteil zu fällen, oberflächlich und gewissenlos, eine ‚femme littéraire'. Einst eine Ehrenbezeichnung! Die schöne Frau hat wohl eine echte Louis-XVI.-Bibliothek — der Mann verdient ja ein Vermögen beim Film —, aber sie versetzt souverän Shakespearesche Figuren in die ‚Divina Commedia', und aus der Mythologie kennt sie neben Venus und Amor, in deren Diensten sie Gutes geleistet hat, nur noch das Wort ‚Cythere', hält aber diese geographische Bezeichnung irrtümlich für die Schutzpatronin der Lesbierinnen. Solche Mitglieder der Gesellschaft wie Turner sind die Totengräber unseres Prestiges; denn bemerkt ein Sozialist solche Urteilslosigkeit und Frivolität, hat er das Recht, zu sagen: ‚Wenn ihr auf Vorrechte eines höheren Menschentums pocht, müßt ihr auch die Unterlagen dazu besitzen.' Können Sie sich denken, daß der Vorarbeiter einen Arbeiter, den er nur einmal den Schraubenzieher schief ansetzen sah, einen guten Mechaniker nennen würde?»

Der Herzog nickte ernst; aber seine Antwort wurde abgeschnitten durch die tiefe Verbeugung eines kahlköpfigen, untersetzten Herrn, der breit lächelnd sich ihm näherte. Nach ein, zwei Worten wurde er höflich verabschiedet.

«Woher kennen Sie den Mann?» fragte Corinne, «ich mag ihn nicht.»

«Er war der erste, der vor dreißig Jahren uneingeladen erschien. Er hat das Gebrauchsrecht erworben.»

Während die beiden sich weiter unterhielten, fragte ein neueingeführter Ausländer, auf Corinne und den Herzog deutend, einen Habitué nach Details über sie.

«Der Herzog ist ein liberaler Konservativer, hat eine Menge ‚hobbies'. Er ist der erste, dem es gelungen ist, Papageienjunge zu züchten. Diese schöngefiederten Tiere sind in der Gefangenschaft trotz ihrer anscheinenden Munterkeit so deprimiert, daß sie das Fortpflanzungsgeschäft nicht ausüben. Auch haben sie schwere nervöse Krisen. Der Herzog setzte an einem Frühlingstag in einem seiner entlegenen Wälder zehn Papageienpärchen aus. Sie bekamen Futter; sonst kümmerte man sich nicht um sie. Und siehe, sie überwinterten, und im nächsten Sommer sah man noch unscheinbare junge Papageien ihre Flugübungen machen. Jetzt nisten sie wie Wildtauben und sind ein wetterfestes Geschlecht geworden.»

«Ein zu beherzigender Wink für Bevölkerungspolitiker», versetzte würdig der Fremde. «Wer ist die Frau?»

«Ich kenne sie nicht. Sie soll mit dem Herzog gut befreundet, vielleicht sogar verwandt sein.»

Die ersten Erfrischungen wurden gereicht und die Türen zum Büfett geöffnet. Montroy erwischte seine Frau an einem der Tische:

«Komm schleunigst mit deinem Teller, da sind noch zwei Plätze an der Wand frei. Ich bin dem Monologisten Martin in die Klauen geraten, und das hat an meinen Lebensgeistern gezehrt. Zu Hause haben wir so wenig Zeit und hier nichts Besseres zu tun; ich wollte dich schon längst etwas fragen, und eben werde ich wieder daran erinnert.»

«Ich höre», sagte Corinne kurz, um nicht zu viel Zeit zu verlieren; denn das Parfait drohte in der lauen Luft vorzeitig auseinanderzufließen. Sie war, wie kluge Frauen oft, sehr gefräßig.

«Ich beobachte dich immer ...»

«Sehr schmeichelhaft», lächelte sie ihn an.

«Ich bin nicht eifersüchtig ...» setzte Montroy mit etwas veränderter Stimme fort ...

«Du bist eifersüchtig, aber rede nur weiter.»



Der Pelzkragen. Photo Meerkämper



«Möglich», gab der Gatte zu, «kurzum, ich beobachte seit längerer Zeit ein merkwürdiges Verhalten eines, sogar zweier Männer dir gegenüber.»
«Aha», bemerkte sie verständnisinnig und stellte den blankgeputzten Teller zur Seite.
«Und heute holte ich mir die Gewißheit, daß ich richtig gesehen habe.»
Corinne zog die Augenbrauen waagrecht, nickte aber beifällig und hütete sich wohl, ihm mit irgendeiner Bemerkung die Sache leichter zu machen.
«Mendoza, der Attaché, scheint sonderbarerweise vor dir Angst zu haben, und trotzdem versäumt er nie, dir irgendwo in einer verlassenen Ecke seine Reverenz zu machen und mit besorgter Miene bettelnde Blicke zuzuwerfen. Dabei war er niemals in unserem Hause. — Ich wollte bisher darüber nicht sprechen, aber inzwischen sind sonderbare Sachen geschehen.»
Er schaute sie Zustimmung heischend an, begegnete aber einem interessiert fragenden Kinderblick.
«Vor einigen Wochen erst ist Bob Bentley gestorben, unerwartet, irgendwo auf einer Reise. Der war der zweite. Ich erinnere mich noch ganz genau. Es war vor zwei Jahren auf dem Gut deines Vetters. Staunend entdeckte ich dich nach dem Diner in einem entlegenen, halbdunklen Raum vor dem Kamin sitzend an seiner Seite. Ihr wart beide so versunken, daß du meinen Ruf, den ich allerdings nicht wiederholte, überhört hast. Bis nach Mitternacht bliebt ihr da allein. Du warst an diesem Abend sonderbar entrückt und wortkarg. Während der zwei Tage, die wir noch dort verbrachten, wart ihr unzertrennlich, und wo und wann immer ihr euch auch nachher begegnet seid, begrüßtet ihr euch wie zwei Komplizen. Ich weiß genau, daß du vorher von ihm kaum gewußt und ihn nicht persönlich gekannt hast. — So hast du es wenigstens behauptet . . .»
Dieser Ausbruch hatte einen unerwarteten Erfolg. Corinne zog schnell ihren Mann in den Schutz einer Fensternische, versetzte dem Erstaunten und Aufgeregten einen dicken Kuß auf die Wange.
«Wir wollen später darüber sprechen.»
Sie schob ihn wieder in die Oeffentlichkeit und verschwand in der Richtung des gelben Salons, wo, in bequemen Stühlen etabliert, einige Gruppen sich lebhaft unterhielten. Auch der Herzog war dabei.

• • •

Als Corinne hineinkam, war die Unterhaltung noch auf einige getrennte Gruppen beschränkt, die sich ab und zu Bemerkungen zuwarfen. Die Anwesenden kannten sich alle mehr oder weniger. Ein großer, hagerer, schön aber brutal aussehender Mann lehnte mit dem Rücken gegen einen französischen Gobelin aus dem 14. Jahrhundert und sah merkwürdig verwandt mit den Jägern und Rittern aus, die den Wandteppich bevölkerten. Er blieb stumm, aber kein Wort der Unterhaltung ging ihm verloren.
Corinne schaute ihn überrascht an und ließ dann ihre Augen suchend umherschweifen, schien aber sofort das Gesuchte gefunden zu haben. Sie setzte sich alsbald beruhigt in die Nähe des Herzogs und erwischte den Schluß einer Erzählung:

«. . . In Frankreich gibt es in der Nähe der Camargue ein Moor, das sehr gefährlich ist. Es sind aber mehrere feste Wege darin, auch solche, die gut einen Wagen vertragen und von Kärrnern gelegentlich benutzt werden. Ueberall auf festen Inseln leben Farmer und Bauern. Eines Abends hörten die Moorbewohner Hilfeschreie, die sich lange Zeit wiederholten, bis sie auf einmal verstummten. Sie trösteten sich nach Bauernart: ‚Das wird ein Kärrner sein. Der soll sich nur alleine herausziehen. Mit seinen Pferden kann ihm ja nichts passieren. Wir sind von der Tagesarbeit müde, wollen schlafen und nicht im Moor herumlaufen.‘ Am nächsten Tage, schon bei Sonnenaufgang, hörten sie wieder um Hilfe brüllen. Sie gingen an ihre Arbeit und kümmerten sich um ihre eigenen Sorgen. In der Mittagspause wieder heimgekehrt, besprachen sie während der Mahlzeit das noch immer sich erneuernde Geheul: ‚Heute ist scheint's schon wieder ein Kärrner ins Moor gefallen. Die können es nicht lassen, auf dem schmalen Weg herumzukutschieren. Die Pferde werden ihn schon herausziehen.‘ Als sie aber abends beim Schlafengehen wiederum durch das immer ängstlicher und unheimlicher klingende Gebrüll gestört wurden, erfanden sie als Erklärung: ‚Das ist jemand, der uns nasführen will‘, und zogen mit ruhigem Gewisssen das Deckbett übers Ohr. Am nächsten Tage fand der Postbote, als er durchs Moor wanderte, einige Meter vom Wege einen Menschen. Ein von Moskitos bis zur Unkenntlichkeit zerstochener Kopf ragte aus dem Moor. Der Mann war natürlich tot. — Der ‚Spaßvogel‘ . . .»

«Eine beneidenswert robuste Seele haben unsere Bauern», sagte der Erzähler, ein netter, rundlicher Franzose, «sie kleben an dem Realen, und ihre Phantasie leistet nicht Vorspann, wenn etwas sie aus ihren eingefleischten Gewohnheiten herausreißen will.»
«Ich sehe darin eher einen Mangel an Mitleid — Trägheit des Herzens. Nehmen Sie mir's nicht übel. Das ist ja überhaupt eine bäuerliche Tugend», sagte ein Schwede, der aber schon kaum von einem Engländer zu unterscheiden war.
Es war ein bunter Strauß von Nationalitäten. Der Herzog hatte einmal einen Abstecher in die Diplomatie gemacht und unterhielt noch die Verbindungen mit diesen Kreisen.
«Mitleid ist eine sonderbare Gabe; auch sie spezialisiert sich wie alle anderen Neigungen. Manche Leute werden nur von Kindern im Elend gerührt, den anderen tut das Alter weh, manchen die Sorgen der Arbeiter, während einige nur die Not Differenzierter verstehen. Das ist eine Sache des Identifizierungsvermögens. Man wird Spezialist in diesem Sektor, in den man sich hineinzufühlen vermag. Manche werden sogar vor ohnmächtigem Mitleid Hasser. Nur sehr Seltenen wurde die Gnade zuteil, alles Elend verständnisvoll auf sich zu nehmen: wie unser Herr Jesus Christus.» Der Sprecher trug das geistliche Kleid eines hohen Würdenträgers der römischen Kirche.
«Da hätte sich Bob Bentley, der Bauernfreund, ereifert», sagte lachend der Mann, den Corinne nicht mochte. Die Stimme des Doyens der uneingeladenen Gäste schien besonders schrill in der entstandenen Stille. «Der arme Bob, der ist aber sang- und klanglos davongegangen.»
«Ein leichtes Leben hat er nicht gehabt», sagte der Schwede. «Er hat reichlich kämpfen müssen, um mit seinen alten Freunden Schritt halten zu können. Er war ein tapferer Kerl und nahm nichts geschenkt.»
Bei diesen Worten gesellte sich auch James Montroy zu den anderen und etablierte sich an der Seite einer schönen, großen Frau, die er flüchtig aus früheren Zeiten kannte. Gloria Wilbraham war die Gattin des Mannes vor dem Gobelin. Montroy schaute interessiert seine Nachbarin an; denn sie war ein seltener Gast der gesellschaftlichen Veranstaltungen. Ihr Mann befand sich oft in delikaten Missionen im Fernen Osten oder Westen, und ohne ihn — er sollte von einer tückischen Eifersucht besessen sein — ging sie nicht in Gesellschaft. James Montroy betrachtete Gloria aufmerksam, und das Verhalten ihres Gatten wurde ihm sogar sehr erklärlich. Ein seltener Zauber ging von dieser Frau aus. Sie war eine echte Engländerin; trotzdem wehte exotische Luft um sie. Wie wenn von vielen Jahrhunderten her ein Tropfen dunklen Blutes durchgefiltert in ihr zur letzten Blüte gelangt wäre. Ihre Schultern mimten die von edelsten Malaiinnen, und besonders herrlich in ihrer Vollendung waren die Arme. Der königliche Kopf, schwermütig und kaum koloriert, trug ein Diadem aus dunklem Haar. Montroys Blick folgte der

Sorgfältig frisierte Frau von der westafrikanischen Küste. Photo Verger

Linie des ungeschmückten, grellweißen Gewandes bis zu den Füßen von uneuropäischer, unwahrscheinlicher Schmalheit. Und doch sagten böse Zungen dem Gatten neben der Eifersucht Untreue nach. —
Der «Doyen» nahm den Faden wieder auf und bohrte weiter:
«Ja, Bentleys Leben war etwas undurchsichtig. Hauptsächlich jetzt, in den letzten Jahren vor seinem Tode. Er löste plötzlich vor fünf Jahren seine Verlobung auf, die ihn aus der Misere herausgeholt hätte.»
«Oder eben darum», unterbrach ihn der Schwede.
«Und dann veränderte er seine Lebensweise. Ganz unmotiviert verschwand er auf kürzere oder längere Zeit, um nachher wie ein Wilder die Arbeit nachzuholen.»
«Vielleicht war er nur leidend während dieser Zeit; er soll mit der Gesundheit nicht ganz in Ordnung gewesen sein.»
«Möglich — aber anstatt im Bett zu bleiben und sich zu pflegen, unternahm er irgendwelche Reisen. Er arbeitete auch für mich und war niemals zu diesen Zeiten erreichbar.»
Das Geplänkel schien die etwas schwerhörige Mrs. Thomson wenig zu interessieren.
«Was macht Ihr neuer Fennek?» schrie sie über die Köpfe der anderen hinweg den Herzog an.
«Ein Fennek?» riß der Mann, den Corinne nicht mochte, das Thema wieder an sich, «einen Fennek haben Sie jetzt, das ist ja eine Art Hyäne.»
«Eine Hyäne», brauste der Herzog auf. «Der ist so wenig eine Hyäne, wie Sie ein Philanthrop sind. Ein Fennek ist ein Fennek.»
«Was war weiter mit dem Manne, und woran starb er?» mischte sich unerwartet Cecil Wilbraham in die Unterhaltung.
Corinne stand plötzlich auf und wechselte ihren Sitz zur Rechten des Herzogs hinüber, um den Sprechenden näherzukommen.
«Woran er starb und wo er starb, das hat sich nie ganz geklärt», spann der «Doyen» seinen Faden fort. «Er entschwand wieder — diesmal auf längere Zeit. Es hieß nachher, als man ihn tot nach Hause brachte, er wäre in den Bergen verunglückt oder einer zu anstrengenden Bergpartie wäre sein krankes Herz nicht gewachsen gewesen. Ich glaube aber, da war eine Frau im Spiel. Ich denke da auf Spuren gekommen zu sein . . .»
Im Weitersprechen wurde er von einem lärmenden Disput gestört. Corinne schien inzwischen mit dem Herzog einen Privatstreit angefangen zu haben, in den sich Mrs. Thomson lebhaft eingemischt hatte. Man hörte den Herzog der schwerhörigen Dame zubrüllen: «Die kleinen Bären und die kleinen Löwen und Jaguare hielten ausgezeichnet Freundschaft miteinander. Sie zausten sich natürlich...»
«Aber Corinne behauptet eben anders», beharrte die Thomson von ihrem Platz aus hinter dem «Doyen» her.
«Und so ist es auch», schrie Corinne die Störrische an, «ich werde Ihnen die Geschichte sogar gleich erzählen.» Und ohne Rücksicht zu nehmen, fing sie mit einer dominierenden Stimme in medias res an:
«Es waren vielleicht elf Tierbabys . . .»
Montroy, der lieber etwas über Bob Bentley erfahren, als einer zoologischen Abhandlung zugehört hätte und sehr gespannt den Gedankengängen des «Doyen» gefolgt war, erschrak. Die Stimme seiner Frau klang gereizt und nervös. Er kannte diese Färbung ihrer Stimme.
«Warum regt sie sich so auf? Natürlich, es ist von Bentley die Rede, und sie will verhindern, daß Bulckeley Indiskretionen über die mysteriöse Frau zum besten gibt. Sollte sie wirklich Grund zur Furcht haben? Corinne spricht, wie man eine Attacke reitet.»

«Unter den elf Tierbabys waren kleine Löwen, Bären, Pumas, sogar ein kleiner Tiger und drei Hyänen. Sie spielten ein wunderschönes Spiel. In der Mitte stand ein Holzstuhl. Auf dem saß einer der kleinen Löwen, und ein kleiner Bär versuchte, ihn herunterzuzerren; die anderen schauten begeistert zu. Die Hyänen standen etwas abseits beisammen. Dem Bären gelang es, den Löwen am langen Schwanz zu packen, bis dieser das Gleichgewicht verlor. Sofort sprang der kleine Tiger auf die vakante Stelle und wurde jetzt von einem Puma attackiert. So wiederholte sich das Spiel einige Male. Eben behauptete ein kleiner dicker Bär den Platz und mußte sich gegen zwei Angreifer verteidigen. Er purzelte herunter, und es wurde eine allgemeine Balgerei. Den Wirrwarr ausnutzend, schlich die größte Hyäne heran und nahm schnell vom Stuhle Besitz. Die Tiere hörten sofort auf zu kämpfen, aber keines machte der Hyäne den Platz streitig. Eines nach dem anderen trottete weg, und sie erfanden in einer entfernten Ecke etwas Neues für sich zum Amüsieren. Mit Geschöpfen, die die Toten aus Gräbern reißen, spielt keiner...»

Der Herzog griff erschrocken an seine Nase, und Verleumder behaupten, er habe sogar durch die Zähne gepfiffen. Jedenfalls, wenn Corinnes Absicht darin lag, dem «Doyen» das Wort abzuschneiden, dann hatte sie es erreicht. Wie auf einen Zauberwink ließ der allanwesende Majordomo ein Heer von Livrierten mit mehr oder weniger berauschenden Getränken zirkulieren.
Montroys herrliche Nachbarin schien von Corinnes Attacke schokkiert zu sein; denn sie biß auf ihre vollkommenen Lippen, und ihr ruhiges Gesicht zog sich zusammen. Bei der Schlußrakete stand sie auf und verließ schnell das Zimmer. «Corinne entsetzt immer die wohlerzogenen Leute», sagte sich ihr besorgter Gatte.
Die ersten Takte der Musik rauschten auf, und die Jugend beeilte sich, etwas von dem Rest des Abends zu erhaschen. Dann begann der allgemeine Aufbruch.
Es dauerte eine Zeitlang, bis Corinne und ihr Mann ihren Wagen gefunden hatten. (Sie waren nicht reich, wenn sie auch gemeinsame Vorfahren mit dem Herzog besaßen. Also hielten sie keinen Chauffeur. Nur ab und zu wurde der einzige Diener zu diesem Zweck beordert. Bei Nachtausflügen jedoch beanspruchten sie ihn nicht.)
Gegen ihre sonstige Gewohnheit waren heute beide schweigsam. Sie installierten sich und fuhren los. Der Nachhauseweg wurde immer langsam zurückgelegt, denn gewöhnlich besprachen sie in dieser Zeitspanne ihre Abenderlebnisse miteinander. Der kleine Wagen rollte gemächlich dahin. Corinne schaute ihren Mann erst eine Weile im wechselnden Licht aufmerksam an; dann schien sie zu einem Entschluß zu kommen.
«Ich glaube, mein Lieber, die Zeit ist gekommen, daß ich dir ein Geständnis mache.»
«Ich glaube auch.»
«Wollen wir dies nicht lieber zu Hause bei einer Tasse Tee tun? Es wird lang.»
«Wir wollen es bei der Tasse Tee fortsetzen. Fang nur an.»
«Wie du willst», sagte Corinne . . .
«Du weißt, am Anfang unserer Ehe war ich der Schrecken aller Gastgeber. Ich kam überall verspätet hin, hatte nie eine Zeiteinteilung, und du nanntest mich eine Zeitmillionärin.»
Er nickte, blieb aber still und ernst.
«Damals gingen wir ja selten in Gesellschaft, und ich konnte mich am Nachmittag nach Herzenslust ausschlafen. Aber in den letzten Jahren, seit du die Stellung in der Domänenverwaltung angetreten hast, sind diese mondänen Pflichten unabwendbar geworden. So geschah es oft, daß ich in einem Zustand völliger Erschöpfung, gehetzt und ausgeleert, zum Diner erschien.»
«Ja, ich erinnere mich, du ähneltest oft einer Traumwandlerin.»
«Die boshafte May verspottete mich als die ‚Traumdinierende'. So war es auch an einem besonders dunklen, deprimierenden Herbsttage. Wir liefen in der zwölften Stunde zu dem Diplomatendiner der holländischen Gesandtschaft ein. Erinnerst du dich? Ich zitterte vor Müdigkeit und hatte keinen Gedanken im Kopfe . . . und war schrecklich hungrig.»

«Das bist du immer», murmelte James vor sich hin.
«Weißt du, James», unterbrach sich Corinne und wurde plötzlich sehr ernst, «ich erzähle dir dieses nicht meinet-, sondern nur deinetwillen. Ich wollte über diese Sachen mit niemandem und niemals sprechen. Ich hatte es auch so gelobt.»
«Das kann ich mir denken», sagte James boshaft. «Zur Sache.»
«An diesem denkwürdigen Tage bekam ich also Mendoza als Tischnachbarn. Ich kannte ihn vorher nicht. Das Diner begann, er sprach nichts, und ich hatte allein schon die größte Mühe damit, mich auf meinem Sitz zu halten, geschweige denn die Kraft, auch noch Konversation zu machen. So saßen wir eine kleine Weile wie Automaten da und löffelten mechanisch irgendeine namenlose Brühe. Da hörte ich mich selber wie einen Fremden zu ihm gewendet etwas sagen: ‚Was machen Ihre Zwillinge?' Ich erwachte von meiner eigenen Stimme, wußte aber nicht mehr, was ich eigentlich gesagt hatte. Mendoza wandte sich mir, bleich bis an die Lippen, zu, faßte allen guten Sitten zum Trotz mein Handgelenk wild an und zischte mich wie eine Schlange seiner südamerikanischen Urwälder giftig und entsetzt an: ‚Schweigen Sie. Kein Wort hier darüber.' — ‚Was ist passiert?' fragte ich mit der aufrichtigsten — sie war wirklich aufrichtig — Betonung. ‚Hören Sie, Mendoza, glauben Sie mir, ich habe keine Ahnung, warum ich Ihnen das gesagt habe.'
Er schüttelte nur verbissen den Kopf: ‚Darüber später, gnädige Frau.' Er konnte sich aber in seiner Aufregung nicht beherrschen und murmelte zwischen den Zähnen: ‚Woher wissen Sie das? Es weiß ja niemand. Ich habe erst heute früh das Kabel bekommen.' ‚Ich weiß von nichts, Mendoza.' Ich versuchte ihm klarzumachen, daß ich erschöpft, leer und entrückt wie eine empfangsbereite Aufnahmeplatte seine Gedanken registriert hatte. Mendoza ist bekanntlich ein Dummkopf. Er hielt meine Erklärung für eine Ausrede und sagte mir später:
‚Wie und woher diese Indiskretion kam, weiß ich nicht. Sie werden es mir ja doch nicht verraten. Aber wenn etwas herauskommt und dem Mädchen ein Leid geschieht, so stehe ich für nichts ein.'
Ich beruhigte den verständnislosen, besorgten Vater und versicherte ihn meiner Diskretion. Aber jetzt noch, nach Jahren, wenn wir uns irgendwo begegnen, schaut er mich wie den leibhaftigen Gottseibeiuns an und bestürmt mich mit Fragen, woher ich Kunde von seiner heimlichen Liebe hatte. Ich frage ihn dann jedesmal höflich nach seinen beiden Söhnchen, auf die er maßlos stolz ist, und er berichtet mir von ihrem Ergehen.»
Gegen seinen Willen mußte James lachen, und er sagte:
«Ja, du hast mir einmal angedeutet, daß du einst als kleines Kind von der Galerie eures Landhauses aus (du warst noch sehr klein, vielleicht vier Jahre alt) am Mittagshimmel, wie mit Sonnenstrahlen gezeichnet, einen königlichen Mann mit Krone und Szepter gesehen hast. Nach einiger Zeit der Betrachtung hast du aber die Geduld verloren und gingest nach deinen Fröschen und Käfern schauen.»
«Ich habe mit Männern nie viel Geduld gehabt», bemerkte Corinne. «Du warst der einzige.»
Diese Schmeichelei weckte die bösen Geister in seiner Brust, und er wurde wieder argwöhnisch. Mit diesem Gefühl stoppte er den Wagen und brachte ihn schnell in die Garage. Gleich darauf trafen sie sich im Wohnzimmer, wo der vorsorgliche Diener die Glut mit dickem Papier zugedeckt hatte. Es war leicht, sie wieder zu entfachen.
Sie zauberte Tee und Zubehör auf das Tischchen, und beide nahmen Platz. Corinne fing sofort zu sprechen an:
«Vor zwei Jahren habe ich Robert Bentley kennengelernt. An jenem Abend bei meinem Vetter, als du uns belauscht hast. Ich kam gerade aus dem Speisesaal. In meinem dünnen Abendkleid fror ich fürchterlich. Du weißt, wir waren den ganzen Tag über gefahren, und in den vorangegangenen Nächten hatte ich wenig geschlafen. Ich mußte, um den langen Weg zurückzulegen, schon bei Morgengrauen aufstehen. Mir war unendlich elend zumute; ich hatte nicht einmal mehr die Kraft, mich zu entschuldigen und zu Bett zu gehen. Ich kannte das geräumige Haus genau und wußte daher, daß ich Ruhe und Wärme nur in dem Nebenraum an der Gartenseite finden würde. Den heizt der verhältnismäßig überdimensionierte Kamin am besten. Als ich das nur vom Kaminfeuer beleuchtete Zimmer betrat, saß schon jemand dort. Er stand auf und rückte mir wortlos einen zweiten großen Sessel neben den seinigen. Es war Bob Bentley. Er saß bequem mit einer Zigarette im Munde da und schaute mit einem abwesenden, verträumten Ausdruck in die Glut. Ich störte ihn nicht; auch mich nahmen die Wärme und der Anblick des Feuers gefangen...
Der Riesenkamin glich einer Landschaft: im Vordergrund schwelende, schon beinahe ausgebrannte Holzscheite sahen wie schwarzes, gedörrtes Ackerland aus. Hie und da täuschte eine Schicht Asche Sand vor; der aufgetürmte Brand wurde zu Bergen, von einer untergehenden wilden Sonne mit einem weißglühenden Saum begrenzt. Dahinter die berußte Rückwand war ein früher Nachthimmel, vor dem die Funken wie ein Feuerwerk oder wie fallende Sterne tanzten. Mir gingen von der blendenden Helle die Augen über: schwarze und purpurne Flecken kreisten vor meinem Blick, verdichteten sich, formten sich und wuchsen . . .
Ich sprach: ‚Ich sehe eine Landschaft . . . Berge in einer unwirtlichen Gegend . . . eine Straße, breit und verlassen . . . Es ist Nacht wie hier . . . Ich sehe nur die Umrisse des Hauses . . . sie sind flach. Das ist ja ein Zimmer . . . ein schöner Raum. Um die Wand herum laufen tiefe Bänke mit rotem Damast, violettrot, mit Kissen belegt... In der Mitte an der Hauptwand ist der Kamin. Nein, das ist keine Uhr, die ihn schmückt, es ist ein großer chinesischer Götze, von zwei kleinen begleitet. Das Feuer brennt . . . Aber da steht jemand vor dem Kamin . . .'»
Corinne reichte ihrem gespannt zuhörenden Mann eine zweite Tasse Tee hin.
«Gegenüber dem Kamin, in der Mitte des sonst unbeleuchteten Zimmers, stand eine Frau.»
«Ich erzählte Bentley weiter: ‚Sie steht in der Mitte des Zimmers, mit dem Rücken zu mir, sie ist groß, nur ihre Umrisse sind beleuchtet, und die sind von einem seltenen Ebenmaß. Ihre Schultern haben Linie und Rundung von östlichen Skulpturen. Die von der Glut erhellten Haare umfassen den Kopf wie ein Glorienschein. Sie rührt sich nicht . . . Es ist alles still, ganz still . . .' Ich schloß die schmerzenden Lider etwas und hörte plötzlich die schweren, schnellen Atemzüge Bentleys.
‚Jetzt dreht sie sich um und kommt uns entgegen. Das ist ja . . .' Ich biß mir auf die Lippen und sprach es nicht aus. Die Scheite fielen krachend zusammen, das Bild im Kamin verschwand.
‚Haben Sie sie erkannt?' fragte leise gepreßt und sehr traurig Bentley. ‚Ja', antwortete ich, der Wahrheit gemäß.»
«Warum hast du mir nie etwas von solchen Erscheinungen berichtet?» fragte James aufgeregt. «Gab es noch andere Fälle?»
«Nein, nur diese beiden. Ich pflege auch meine Träume nicht zu erzählen. Die Dinge des Unterbewußtseins sind ebenso intim wie meine Unterwäsche . . . In unserer Gesellschaft dürfen wir keine Jahrmarktkünste betreiben. Ich habe mich wirklich geschämt. Aber höre weiter.»
James unterbrach die Erzählung:
«Vielleicht sind auch diese beiden außergewöhnlichen Begebnisse zwei hübsche Zauberstückchen. Wer kann es prüfen? Aber warum bekamst du kurz vor Bentleys Tode zwei Telegramme? Und wer hat in der Nacht — es muß in seiner Todesnacht gewesen sein — bei dir angerufen? Zum erstenmal hast du in dieser Nacht die Verbindungstür zwischen unseren Schlafzimmern vorsichtig und sorgfältig verschlossen. Du zogst dich sofort an und schriebst einen langen Brief. Als ich dann an jenem Morgen aus dem Hause ging, sah ich deine beiden Brüder in ihrem großen Wagen unserem Hause zueilen. Ich sah und merkte diese Dinge, ohne es zu wollen, und habe dich

deswegen ja auch nie zur Rechenschaft gezogen. Aber heute, als der verdammte Bulkeley von der Frau anfing ... jetzt kann ich nicht umhin ...»

«Gut. Höre weiter:

‚Lady Corinne', sagte Bentley zu mir, ‚Sie haben in meinen Gedanken gelesen. Sie sprachen aus, was ich gesehen habe. Ich war mit meiner ganzen Seele dort in diesem Hause in den Bergen und dachte nur an diese Frau. Welch unerklärlicher Vorgang Ihnen das Bild im Kamin vermittelte, weiß ich nicht; aber mein Geheimnis ist jetzt auch das Ihre, und ich weiß, daß Sie es wahren und hüten werden. Jetzt noch vor Ihnen eine Komödie spielen zu wollen, wäre töricht. Es ist eine sehr unglückliche Geschichte. Ich verliebte mich unheilbar in diese Frau, als ich ihr zum ersten Male begegnete. In diese arme Frau, muß ich sagen; denn trotz Schönheit, Rang und sogar Reichtum, ist sie eine sehr arme Frau. Ihr Mann ist böse und tyrannisch, er hat eine mittelalterliche Seele. Sie war sehr jung, als sie ihn heiratete, und er war schön — ein glänzender Gesellschaftsmensch. Sie bekam hintereinander zwei Söhne, und diese beiden reizenden Kinder sind die Kette, an der er sie hält. Würde ihm nur der kleinste Fehltritt bekannt, dürfte sie ihre Kinder nie wieder sehen. Er würde alles tun, um sie schlimmster Not preiszugeben. Sie weiß, er kennt kein Erbarmen. Ich wurde erst nur ihr tröstender Freund, später haben wir Unvergeßliches erlebt. Ich bin ein armer Mann, Corinne, und ich bin ein kranker Mann. Ich bin kein Märchenprinz, unfähig, eine Märchenwelt zu schaffen, in die ich sie entführen könnte. So sahen wir uns selten, schrieben uns kaum Briefe, und nur wenn er sich auf weite Reisen begab, trafen wir uns in jenem verlassenen Landhaus, das ihr Eigentum und von ihm vergessen worden war. Sie ist heute dort, und morgen soll ich ihr folgen.'

...

Wir saßen nach diesem gemeinsamen Erlebnis, jetzt schon als gute Freunde, noch lange beisammen. Nachher verabschiedete er sich. Wir haben uns später, wenn wir uns irgendwo begegneten, gern und viel unterhalten. Er war ein netter, kein glücklicher Mensch. Schade um ihn.»

«Du hast ihn gern gehabt?» fragte James.

«Ja, sehr gern. Er fühlte sich wie erlöst, wenn er manchmal während der langen Trennungszeit von ihr erzählen durfte. Ich habe ihn nur darum so selten eingeladen, weil ich fürchtete, dich eifersüchtig zu machen. Ich wollte dich nicht betrüben. Auch ihr hat er von dem Bild im Kamin erzählt, aber erst in der letzten Zeit. Dann erhielt ich eines Tages ein Telegramm, in dem er mich um eine Gefälligkeit bat. Er konnte die Gegend, in der er sich befand, nicht verraten und bat mich also, etwas für ihn zu ordnen. Ich telegraphierte zurück, daß alles erledigt sei. Sein zweites Telegramm war ein Dank», sagte sie mit einer Handbewegung.

«Schon in der folgenden Nacht läutete mein Nachttischtelephon Sturm. Ich konnte es zuerst kaum begreifen. Es war jene Frau. Bentley war am Abend sehr elend und schwach geworden. Sie war besorgt und wollte einen Arzt rufen. Er hatte es abgelehnt. ‚Es wurde ihm immer elender', sagte sie, ‚er hatte aber noch die Kraft, mich zu retten. Er gab mir folgende Anweisung: Ich solle bei Ihnen anrufen — Sie würden schon alles ordnen. Er litt furchtbar, und doch dachte er nur an mich. Jetzt ist alles vorbei ... Was soll ich tun?'

‚Hören Sie mich genau an, und tun Sie das, was ich Ihnen sage. Sie rühren nichts an, nehmen Ihren Wagen und fahren sofort nach Hause. Schließen Sie vorher das Haus ab und deponieren Sie die Schlüssel in einem kleinen Koffer am Bahnhof. Dann fahren Sie zurück und legen den Aufbewahrungsschein in einem Umschlag unter einen großen Stein im Garten vor der Haustüre. Die Gartentür lassen Sie offen. Mit einem starken Wagen ist man doch in vier Stunden oben, nicht wahr? Sie bejahte es. Gut. Ich muß jetzt sofort meine Brüder anrufen — zum Glück sind sie heute zu Hause. Also fahren Sie — und vergessen Sie nicht: Sie wissen von nichts.'

Ich rief sofort meine Brüder an, die rüsteten sich, und der Brief, den ich schrieb, enthielt den Plan und die Beschreibung des einsamen Landhauses.

Als du sie am nächsten Morgen sahst, kamen sie schon von ihrer schweren Mission zurück. Sie nahmen den Toten in ihren Wagen, fuhren zum Arzt und meldeten ihm das geschehene Unglück: ihr herzkranker Freund habe auf einem Ausfluge einen Anfall bekommen. Der Arzt bestätigte die sichtlich natürliche Todesursache. So ging alles seinen Lauf. Und kein Mensch suchte ein Geheimnis dahinter. Nur dieser Bulkeley — der will überall das Wasser trüben und Skandale wittern. Das Gespräch von heute abend nahm eine gefährliche Wendung, ich bekam es mit der Angst zu tun. Ich durfte es nicht zulassen, daß sie nach diesem furchtbaren Verlust auch noch büßen muß.»

«Ja — wer war diese Frau? Warum war die Situation so brennend?»

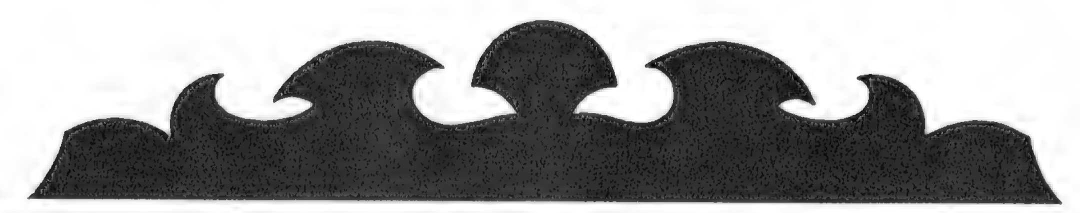
«Du hast sie während des ganzen Gesprächs beim Herzog so hingebungsvoll bewundert! ...»

James stand mühsam auf. Er merkte es gar nicht, daß ihm beide Beine eingeschlafen waren.

«Ich schwöre dir, Corinne, ich lasse dich niemals mehr hungrig auf ein Diner gehen ... und werde dir einen schönen Pelz kaufen, damit du nicht in ungeheizten Häusern frierst und dich mit fremden Männern stundenlang vor den Kamin setzest.»



Original-Radierung J. Callot (1592–1635) aus der Kunsthandlung Kurt Meißner, Zürich



ROUGES BRILLANTS

18 NUANCES ROUGES NATURELS



AGENT GÉNÉRAL POUR LA SUISSE: RENÉ FISCHER S.A., 16, RUE BELLOT, GENÈVE



MALEREI UND RENNFAHRER

In einem vielbeachteten Aufsatz: «Vom Schweigen in der Kunst» ist der bekannte Kritiker Peter Meyer neulich einmal der Frage nachgegangen, weshalb sich wohl die Zeitereignisse und die spezifisch modernen Lebensformen so wenig in der bildenden Kunst unserer Zeit spiegelten. Die Malerei, so meint er, habe sich eigentlich vorwiegend rein artistisch entwickelt, und das heißt in Richtung auf eine immer größere Verfeinerung der sinnlichen Reize, der farbigen Tonabstufungen, der Touche, der überfeinertsten Oberfläche, der persönlichen Handschrift, bis sie heutzutage vor lauter Verzweigungen ins Aparte und Spezielle nicht mehr fähig sei, etwas Fundamentales und Umfassendes auszusprechen, das auch außerhalb des rein künstlerischen Fachbereichs Aufmerksamkeit und Widerhall finden könnte. Jedoch, indem der Kritiker die Maler mit diesen Bemerkungen angreift, verteidigt er sie gleich darauf mit anderen Ueberlegungen und schreibt, wenn die Maler früher oft gute Bilder von Krieg und kriegerischen Ereignissen gemalt hätten, so gehe das heute nicht mehr, weil der moderne Krieg durch seine vollständige Technisierung der Wert- und Ehrensphäre entzogen sei. Ebenso stehe es mit der Arbeit und dem modernen Arbeiter. Wo dieser wirklich moderne, das heißt hochspezialisierte Arbeit leiste, sei er kein Mensch mehr, sondern ein Maschinenteil, und also weniger als ein Halb- oder Viertelsmensch. Mit andern Worten: Peter Meyer sieht die Ursache dafür, daß der moderne, technisierte Krieg und die moderne Fabrikarbeit noch nie gut gemalt worden seien, nicht auf der Seite der Kunst und der Künstler, sondern auf der der Motive.
Das ist zweifellos eine interessante Feststellung, aber es gibt noch mehr Motive als Krieg und Maschinenarbeit, welche die neuere Malerei geradewegs zu meiden scheint, und noch andere große Bezirke des zeitgenössischen, öffentlichen Lebens, welche merkwürdigerweise von den Malern noch kaum entdeckt worden sind. Einer davon ist der Sport, und es ist doch wohl bemerkenswert, daß ein anderer bekannter Zürcher Kritiker ungefähr zur gleichen Zeit ähnliche Fragen stellt wie Peter Meyer. Herr M. G. hat für einige seiner Freunde eine Mappe drucken lassen, welche er «Szenen aus dem Leben der Rennfahrer» nennt, und diese vorzügliche Veröffentlichung zeigt eine kleine Zahl ganz normaler und gewöhnlicher Zeitungsausschnitte, wie sie alle Illustrierten ihren Lesern zeigen, wenn die «Tour de Suisse» oder andere große Radrennen gefahren werden. Aber warum, so fragt der Herausgeber im Vorwort, weshalb verschließt sich eigentlich die zeitgenössische Malerei einem so unvergleichlichen Gegenstand, wie ihn der Sport im allgemeinen und das Leben der Rennfahrer im besonderen bieten? Warum fiel es bis heute niemandem ein, den Rennbetrieb auf Bahn und Straße, das Treiben in den Kabinen, die Niederlagen und die Triumphe der Toreros des Nordens zum Vorwurf künstlerischer Produktion zu nehmen?
Diese Frage ist sehr überzeugend, und wer die genannte Mappe ohne Vorurteile und mit offenen Augen betrachtet, muß dem Herausgeber recht geben. Diese Bilder zeigen in der Tat genau das, was man den glänzendsten Vorwurf nennen muß, kräftige junge Leute, durchgebildete, sportlich trainierte Körper, und Männer, welche die äußerste Kraft und alle Energie der Muskeln und der Seele aufbieten, um in einem Wettkampf zu siegen, der schwierig und gefahrvoll ist, aber auch schön, fair und sinnreich und nicht zuletzt: sehr populär.
Außerdem szenenreich. Man sieht die Fahrer im Freien, vor wechselndem Hintergrund, in jeder nur denkbaren Szenerie der Natur, auf langen Straßen und steilen Bergchausseen, oder im trüben, staubigen Licht der menschengefüllten Sporthallen. Man sieht viele Kämpfer nebeneinander (also komponierbare Gruppen!) oder den Sieger allein weit vorausziehen, Stürze, Knäuel von Rädern und Menschenleibern, die Spannung der Freunde und Trainer, die Gleichgültigkeit oder Erregung von Zuschauern, Verwundete, die am Boden liegen, oder andere, die gerade fortgeschleppt werden, und besonders unter diesen



Am Stammtisch

Diese Geschichte ist gar nicht alt.

In einem Zürcher Café kam jede Woche eine Stammtischrunde zusammen. Und wie es so geht: man durchhechelte die große Politik, man durchhechelte die kleine Politik, und als man damit am Ende war, da fing man an, weil auch ein Versicherungsinspektor zur Runde gehörte, über die Versicherungsgesellschaften zu schimpfen: über die Gewinne, die sie machten, und wie sie es verstünden, sich ums Zahlen zu drücken! Der Versicherungsinspektor hörte zuerst lachend zu, dann, als ihm die Sache doch zu bunt wurde, bat er die Gesellschaft höflich, sie möchte ihm zuhören, und aus dem Schatze seiner Erinnerungen gab er ein paar Erlebnisse bekannt, die einen tiefen Eindruck auf alle machten.

Am Stammtisch war zufällig ein Baumeister als Gast anwesend. Beeindruckt von dem, was er soeben gehört hatte, bat er unseren Inspektor, ihm doch einen Vorschlag für den Abschluß einer Unfallpolice zu machen. Anderntags ging der Vorschlag ab: Entschädigung im Todesfall Fr. 50000.—, im Invaliditätsfall Fr. 100000.—, Taggeld Fr. 10.— während 365 Tagen, Arzt- und Apothekerkosten bis Fr. 1000.—, bei einer Jahresprämie von Fr. 163.—.

Zwei Tage später telephoniert unser Inspektor dem Baumeister, ob der Antrag genehm und unterschrieben sei.

»Nein, noch nicht«, antwortet der Baumeister, »ich habe enorm viel zu tun und die Sache nur flüchtig anschauen können, aber die Prämie scheint mir doch etwas hoch; ich will mir die Sache noch etwas überlegen.«

Etwa vier Tage später liest unser Inspektor in der Zeitung, im Bahnhof X habe sich ein tödlicher Unfall ereignet. Ein Mann habe, um eine Zugsverspätung einzuholen, auf einen abfahrenden Zug aufspringen wollen, sei unter die Räder gekommen und sofort . . . tot gewesen! Dieser Mann war niemand anders als unser Baumeister.

*

Als nach wenigen Tagen die Stammtischgesellschaft wieder zusammenkam, da waren alle still und gedrückt — am stillsten aber waren jene, die am lautesten gegen die Versicherungsgesellschaften gewettert hatten. Vor einer Woche noch war der Baumeister unter ihnen gesessen, ein tüchtiger Mann, in der Kraft seiner Jahre, voller Pläne und Tatendrang, und just an ihm hatte das Wort sich erfüllt: »Mitten im Leben sind wir vom Tod umgeben!«

Einer nach dem andern der Stammtischgäste erkundigte sich nun, was denn eigentlich der Abschluß einer Unfallversicherung koste. 24 Stunden später hatten nicht weniger als vier Stammtisch-Kollegen Anträge für Unfallpolicen unterzeichnet und auch die Prämien bezahlt, so eilig hatten sie es!

*

Welche Lehre ergibt sich aus dieser Geschichte? Erstens: Eine Unfallversicherung ist kein Luxus, sondern eine Notwendigkeit! Zweitens: Den Abschluß einer Versicherung nie auf die lange Bank schieben! (Wie viele Sorgen wären der Witwe des Baumeisters erspart geblieben, wenn sie von der „Zürich"-Unfall Fr. 50000.— ausbezahlt erhalten hätte!) Drittens: Bezahlte Prämien sind nie fortgeworfenes Geld.

Verlangen Sie den Besuch unseres Inspektors. Auf Wunsch senden wir Ihnen auch unsere Spezialprospekte, die Ihnen über alle Einzelheiten Aufschluß geben.

Bedenken Sie stets:

Es ist besser, eine Versicherung zu haben und sie nicht zu brauchen, als eine zu brauchen und sie nicht zu haben.



„ZURICH" ALLGEMEINE UNFALL- UND HAFTPFLICHT-VERSICHERUNGS-AKTIENGESELLSCHAFT

Direktion: Zürich 2, Mythenquai 2, Telephon 73610

Bildern — ich wiederhole: «bloßen» Photos — sind einige von außerordentlicher Kraft und einer eindringlichen Schönheit, die den Betrachter anspringt und lange nicht losläßt.
Stürzen und Verwundetwerden tut weh, und man sieht vom Schmerz verzerrte Gesichter, welche in diesen Momentaufnahmen noch ein wenig roh erscheinen und uns trotzdem an die edelsten künstlerischen Darstellungen des Schmerzes erinnern, zum Beispiel an die berühmten Masken Schlüters im Berliner Zeughaus (dessen entsetzliche Trümmer die Leser der letzten Nummer des «Du» betrachten konnten).
Der Kunsthistoriker Lichtwark meinte einmal, die Künstler, die Ausstellungskunst machten, seien anders beschaffen als die Geschlechter, die vor ihnen der Kirche oder den Fürsten gedient oder sich in der freien Atmosphäre des großen Bürgertums entwickelt hätten. «Man sieht es ihren Bildern an, daß sie keine seelischen Erschütterungen erlebt haben, die sie zu lebendigen Gliedern eines großen Organismus gemacht hätten. Wenn einer je was erlebt, ist es dem Individuum geschehen, und das wirkt nie mit der Gewalt, wie wenn ein inneres Erlebnis von Tausenden geteilt wird. Das Individuum kann weder so schlecht handeln wie als Mitkomponent einer Masse, noch in gewissem Sinne so gut und so groß. Der ganzen Kunst unseres Jahrhunderts fehlt dieses Fluidum, das die von gleicher Leidenschaft durchbebte Masse an die Seele derer abgibt, die das Gefühl der Gesamtheit aussprechen sollen.»
Das sind psychologische Bemerkungen, nicht artistisch-formale (die auch sein müssen), aber sie treffen unser Problem ins Schwarze. Auch den Sport wird keiner je «abmalen» können, der ihn nicht erlebt, und das heißt mitmacht. Das bedeutet nun nicht, die Maler sollten aufs Rad steigen und Rennen fahren, aber wer nur Arme, Muskeln und Farben sieht, sieht noch lange kein Rennen und keinen Kampf, und auch für die Maler gilt, daß das Ganze eines Vorgangs mehr ist (und etwas ganz anderes) als die Summe seiner Teile.
Ein Zürcher Schriftsteller ward von einem Maler gebeten, sein Porträt machen zu dürfen. Der Gefragte willigte ein, der Maler kam, betrachtete sein Modell und rief entzückt aus: Sehr gut . . . Grün . . . Rosa . . . starke braune Schatten . . . Hören Sie mit Ihrem Geschwätz auf, rief der Schriftsteller, ich bin keine Palette, ich bin ein junger Gelehrter! Und er hatte recht.

BERNARD VON BRENTANO

MODE

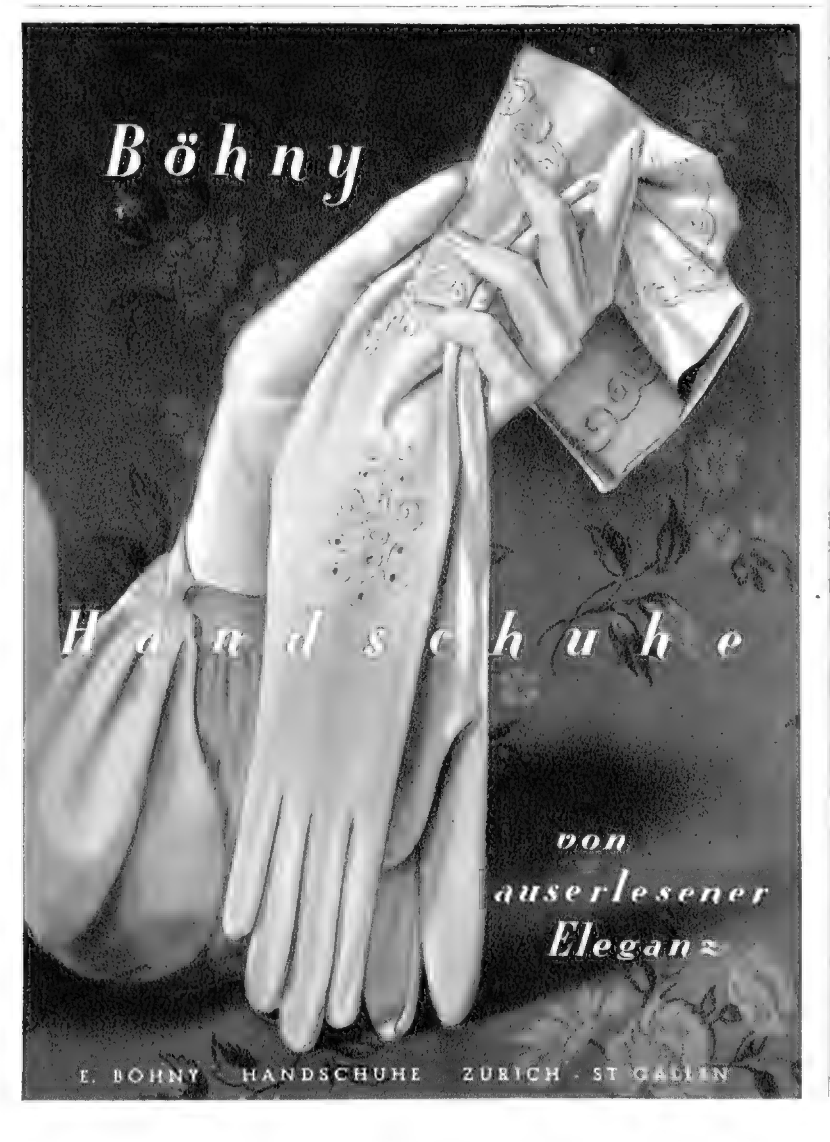
Mit dem Gebirge von Haar vergrößert den Kopf sie zum Kürbis,
Tief nach vorne hinab sitzet ein Teller von Stroh,
Gleich als hätte von hinten gewaltige Feige des Ohres
Ihr das Deckelchen vor bis auf die Nase gestülpt.
Breit und männisch erscheint die Schulter, es greifet der Gürtel
Hart an den Rippen hoch über der Weiche hindurch,
Treibet den Leib heraus zu widerlich schwellender Rundung,
Aber kümmerlich schmal enget die Hüfte sich ein.
Buhlerisch kurz ist bald das Gewand, bald fegt es als Schleppe
Lang nachrauschend den Kot oder den wirbelnden Staub,
Schwankend trippelt der Fuß auf hohem, spitzigem Absatz,
Der ihn bei jeglichem Schritte mit der Verstauchung bedroht;
Daß aus Dunkel hervor gefährlicher blitze das Auge,
Färbt ihr das Augenlid fein mit arabischem Schwarz.
Geht und entlehnet doch auch von der indianischen Rothaut
Noch den goldenen Ring, den durch die Nase sie steckt!
Aber der Wilde betreibt's mit ehrlicher, kindischer Torheit,
Wenn er mit Farben und Schmuck närrisch sich putzet den Leib;
Dies hier hat in Paris die käufliche Dirne ersonnen,
Und die gesittete Frau ahmt es getreulich ihr nach.



Friedrich Theodor von Vischer:
Epigramme aus Baden-Baden, 1867



PRODUITS DAINTY DE LA MAISON
ASPASIA S.A. WINTERTHOUR



DOXA

la vraie parure
de la grâce
féminine

DOXA *la montre précise*
que recommande l'horloger qualifié

MANUFACTURE DES MONTRES DOXA LE LOCLE

SCHNEIDERBIOGRAPHIEN

Versuch einer Ehrenrettung

Mei Schatz is a Schneider,
Is schö, adder klei,
Der fiel uns ba'n Essen
In die Suppenschüssel nei.

Da lag er in d'r Suppen,
M'r hat'n net derguckt,
Da hat'n mei Vater
Mit hintergeschluckt.

Mich dauert mei Schneider,
Mei Gram is net z'trag'n:
Ich ha'ne im Herzen,
Und mei Vater im Mag'n.

Dieses humorvolle Gedicht zeigt deutlich, wie lächerlich man sich nicht nur bei uns über die Schneider zu machen beliebt, denen in Scherzreimen und Spottversen alle nur erdenklichen Laster zugeschrieben werden. Selbst Gottfried Kellers Wenzel Strapinski verdankt sein ganzes Glück dem «Mangel an Geistesgegenwart oder an Mut, den Haufen zu durchbrechen und einfach seines Weges zu gehen», und erst unter der Obhut Nettchens entwickelt er sich allmählich zu einem Schweizer, der «in Verbindung mit seinem bald versöhnten Schwiegervater, dem Amtsrat, so gute Spekulationen zu machen wußte, daß sich sein Vermögen verdoppelte und er nach zehn oder zwölf Jahren mit ebenso vielen Kindern, die inzwischen Nettchen, die Strapinska, geboren hatte, und mit letzterer nach Goldach übersiedelte und daselbst ein angesehener Mann ward». Nur die zarteste und reinste Form der Poesie hat sich der Schneider mitleidig angenommen: das Märchen. Welch ein Held ist doch das «tapfere Schneiderlein», das es zum König brachte, und wie schlau und geschickt verdient sich das «kluge Schneiderlein» nicht die Hand seiner Prinzessin! Nur hat man bisher vergessen, daraus eine gute Lehre, eine Anwendung für die Gegenwart und die Wirklichkeit zu ziehen; denn gerade die Wirklichkeit, die nüchternen historischen Tatsachen geben dem Märchen recht und widerlegen die meisten böswilligen volkstümlichen Lästermäuler.

Wohl keiner hat den Vorwurf, Schneider besäßen ein Hasenherz, trefflicher widerlegt als Georg Derflinger, der 1606 in einem böhmischen oder österreichischen Dorf geborene spätere Eroberer von Stralsund. Er bewies, daß es auch Schneider gibt, die mehr als gewöhnliche Courage haben, und neben anderen namhaften Poeten hätte sich wohl auch Chamisso bei einiger Geschichtskenntnis nicht so geringschätzig über den «Kleidermachermut» geäußert, wie er es 1831 in einem Gedicht tat, das dem politischen und militärischen Weitblick der Nadelgilde kein gutes Zeugnis ausstellt.

Und als die Schneider revoltiert —
Kurage! Kurage!
So haben gar grausam sie massakriert
Und stolz am Ende parlamentiert:
«Herr König, das sollst du uns schwören.

Und drei Bedingungen wollen wir stell'n:
Kurage! Kurage!
Schaff' ab, zum ersten, die Schneidermamsell'n,
Die das Brot verkürzen uns Schneidergesell'n;
Herr König, das sollst du uns schwören.

Die brennende Pfeife, zum andern, sei —
Kurage! Kurage!
Zum höchsten Aerger der Polizei
Auf offener Straße uns Schneidern frei;
Herr König, das sollst du uns schwören.

Das dritte, Herr König, noch wissen wir's nicht —
Kurage! Kurage!
Doch bleibt es das beste an der ganzen Geschicht',
Wir bestehn auch darauf bis ans Jüngste Gericht;
Das dritte, das sollst du uns schwören.»

Als Gesandter beim Fürsten Racoczi, welcher in Siebenbürgen regierte, wird Derflinger es verstanden haben, handfeste Forderungen zu stellen; denn schon 1642 ist er Generalmajor, tritt nach dem Dreißigjährigen



Lose der **Landes-Lotterie** (Einzel-Los Fr. 5.—, Serie zu 10 Losen Fr. 50.— mit 2 sicheren Treffern) erhältlich bei allen mit dem „Roten Kleeblatt“-Plakat gekennzeichneten Verkaufsstellen. Los-Bestellungen an Landes-Lotterie Zürich, Postcheck-Konto VIII/27600

Ziehung 10. März

Krieg in kurbrandenburgische Dienste über, nimmt bis zu seinem Lebensende an allen Feldzügen seines Fürsten teil und erringt den berühmten Sieg bei Rathenow. Im Jahre 1680 wurde er Generalfeldmarschall. Seinen Degen nannte der 1695 als Statthalter in Hinterpommern Verstorbene «die Nadel, womit ich adelige Hundsfötter, die mir zu nahe kommen, flicken will».
Etwas diplomatischer dürfte sich Kardinal de la Balve jeweilen im Dienste des ränkesüchtigen Königs Ludwig XI. ausgedrückt haben, der ihm vom Papst Paul II. den Kardinalshut verschaffte. Der junge Schneiderssohn fiel bereits seinen Lehrern durch sein listiges und gewandtes Wesen auf. Sein Wunsch, sich dem Klosterleben widmen zu dürfen, wurde erfüllt, und als bischöflicher Geheimsekretär begann der einzigartige Aufstieg, der ihn allerdings vorübergehend auch ins Gefängnis brachte. Der 1491 als Bischof von Präneste verstorbene Staatsmann verstand die Verrichtung der verschiedensten Geschäfte, ja, er nahm im Jahre 1467 in Paris sogar eine Truppenparade ab.

Entschiedener und eindeutiger tritt uns Wilhelm Christian Weitling entgegen. Der 1808 in Magdeburg geborene Schneider begann in jenem Augenblick das Interesse der Welt auf sich zu lenken, als er die Schweiz betrat. Zuerst versuchte er in Genf, eine Zeitschrift herauszugeben, veröffentlichte später zwei Schriften in Bern und publizierte 1842 im Selbstverlag das berühmt gewordene Werk «Die Garantien der Harmonie und Freiheit», worin er besonders heftig gegen die Erfindung des Geldes eifert. Nicht lange nach seiner Ankunft in Zürich erscheint bei Heß «Das Evangelium der armen Sünder», das an mehr als hundert Bibelstellen beweisen wollte, daß die kühnsten kommunistischen Forderungen mit der Lehre Christi vollkommen im Einklang ständen. Eine bezeichnende Kapitelüberschrift lautet: «Jesus zieht mit sündigen Weibern und Mädchen im Lande umher und wird von ihnen unterstützt.» Vor Gericht wagte dieser seltsame Reformator hingegen nicht, für jene Ideale einzustehen, die er laut und öffentlich gepredigt und verherrlicht hatte. Hier mag der alte Spottvers vom Floh und vom Schneider eine geschichtliche Bestätigung gefunden haben:

Ein Schneider und eine Laus,
Die fordern einander raus;
Und wär der Floh nicht dazwischengesprungen,
So wär der Schneider ums Leben kummen.
Der Schneider und eine Laus,
Die fordern einander raus.

Der Floh war in diesem Fall ein verhältnismäßig mildes Urteil gegenüber dem revolutionären Schneider, der sich mit recht gefährlichen, gewaltsamen Umsturzplänen beschäftigte. Nach zehnmonatiger Gefängnisstrafe wurde er für fünf Jahre aus der Schweiz ausgewiesen. Seine im «Armsünder-Evangelium» verfochtenen Anschauungen besitzen eine seltsame Aehnlichkeit mit den Bestrebungen seines älteren Gewerbsgenossen Johannes von Leyden, dem Wiedertäuferkönig, der ebenfalls die Güter- und Frauengemeinschaft verherrlichte und — besonders die letztere — schon vor 1533 als dreiundzwanzigjähriger Wirt in seiner Bierschenke einführte.

«Er ist auch ein Mann, sagte die Dirne, als sie ein Schneider freite», witzelt eine volkstümliche Redensart. Ist sie nicht grundlos? Befinden sich nicht eine Reihe origineller und vortrefflicher Männer unter ihnen? Der Stadt Zürich hat die Schneiderzunft fünf Bürgermeister geschenkt, und Johnson, der Präsident der Vereinigten Staaten nach der Ermordung Lincolns, war ebenfalls — ein Schneider. Ueben Namen wie Annibale Carracci, Andreas Vannuchi auf Liebhaber der Malerei nicht einen seltsamen Zauber aus? Wer die Gemäldegalerie in Dresden, die Pinakothek zu Bologna kennt, wer schon im Museo Borbonico in Neapel weilte, dem verbindet sich der volle Klang dieser Namen mit Erinnerungen an erlesene Kunstgenüsse.

Es liegt hier unter diesem Stein
Ein magres, dürres Schneiderlein.
Und stehen einst die Toten auf,
So hilf ihm, lieber Gott, herauf
Und reich ihm deine starke Hand,
Denn er allein ist's nicht imstand.

Sind Sie jetzt noch von der unbedingten Richtigkeit dieser armseligen Grabinschrift überzeugt, lieber Leser?

FRANZ FASSBIND



MODISCHES IM DEUTSCHEN WORTSCHATZ

Wenn man das Gewimmel der annähernd 300000 Wörter überblickt, aus denen der heutige deutsche Wortschatz besteht, so fühlt man sich an die Menschenwelt in einem Staat erinnert. Dort wie hier: ein stetes Werden und Vergehen, ein Zuwandern und Abwandern, ein Aufsteigen zu höherer und ein Absinken zu geringerer Bedeutung, Akte des Erkrankens und Akte des Gesundens — und da und dort gewisse Gestalten, die einen historischen Augenblick lang im Vordergrund stehen: in unserem Falle Wörter, die gerade ihre mehr oder minder kurz bemessene «große Zeit» haben, Wörter, die «Mode» sind und überall nachgesprochen werden.

Verhältnismäßig wenige davon dienen dazu, gleich einem Modeschuh oder einer Modefarbe, die Person dessen, der sie anwendet, herauszustellen. In unseren Tagen kommt das etwa dann vor, wenn der Eigentümer einer Keilhose und eines *Swing*kittels sich dadurch interessant zu machen sucht, daß er amerikanernd *«Ou Keh»* sagt, wo er einverstanden ist. Wäre der angelsächsisch-weltstädtische Anstrich nicht modisch, so würde die Reklame der Unterhaltungsindustrie just *diesen* sprachlichen Köder nicht so oft auswerfen: ein *Dancing* mit irgendwelchen *Syncopators* zieht offenbar kräftiger als eine gewöhnlich benamste Tanzdiele. Der jüngere Mensch ist zweifellos empfänglicher für das Modewort als der ältere; am üppigsten aber wuchert es im Wortschatz der Pubertätszeit. Wir denken nicht an die Geheimsprache der höheren Begriffe, mit denen der Gymnasiast von den übrigen Sterblichen Abstand hält und durch die er sich zugleich den mitverschworenen Altersgenossen zu erkennen gibt; uns schweben vielmehr jene unter Vierzehn- und Fünfzehnjährigen wie Epidemien sich fortpflanzenden Begeisterungsausdrücke vor, die da *pfundig, rassig, bäumig, wahnsinnig-toll* und ähnlich lauten. Zu ausgesprochen kämpferischen jugendlichen Generationen gehörte von jeher das Modewort als Mittel des Selbstausdrucks und als Waffe. Wir denken an die Zeit des jungen Schiller, als die Begriffe *Natur, Genie, Kerl, Originalität, Empfindsamkeit* usw. im Schwang waren und als man die modischen Lieblingswendungen der Gegner, der nüchternen Rationalisten, aufgriff und ironisch glossiert zu den Feinden hinübersandte. Und hier blieb man nichts schuldig: *empfindeln, Empfindelei, Empfindler* waren Modewortverstümmelungen, die weitherum bei den Gegnern des genialischen Kraft- und Gefühlskultes kursierten. Wie eng auch damals Modetracht und Modewort zusammenhingen, möge eine Stelle aus Timmes Roman «Der empfindsame Maurus Pankrazius Ziprianus Kurt» belegen — der aufklärerische Verfasser macht sich über die Kleidermode *und* die entsprechende Modesprache eines der Jungen lustig: «Das erste, was er tat, war, daß er sich einen blauen Frack mit gelber Weste und Beinkleidern à la Werther machen ließ, viel von heiliger Natur, unsäglichen herrlichen Gefühlen, Darstellung aus lebendiger Kraft, Unbefangenheit, Freiheit, Hundsgeschwätz und Teufelholen schwatzte . . . und rasch zu Felde zog gegen alles, was keinen Sinn für all das hatte.» Wo wie hier das Modewort fast nur noch Waffe ist, wo es mitten im intensiv erlebten Zeitgeschehen das eigene Bekenntnis oder den Gegner herausfordernd markiert, da wird es zum Schlagwort. Kampferfüllte und vor allem politisch gespannte Zeiten haben ihre Manifeste und ihre Wortkriege, und die sind ohne Schlagwörter nicht denkbar.

Unsere Zeit hat Dutzende davon geprägt. Für ihre rasche Verbreitung — manchmal über die ganze Erde — sorgen in einem Maße, wie es früher nicht möglich war, die technischen Hilfsmittel des Rundfunks, der Zeitung, des Tonfilms usw. So sind die nationalsozialistischen Wendungen *Gleichschaltung, Butter oder Kanonen, Meckerer* und *Miesmacher* usw. weithin gedrungen, ebenso des Gegners Wort von dem, was die Kriegsnot von jedem fordere: *Blut, Schweiß und Tränen.* Nie waren Schlagwörter häufiger als in den sozialen Freiheitskämpfen von der Französischen Revolution bis heute. Daß *Freiheit* und *Gleichheit* aus der aufklärerischen Staatsphilosophie allmählich in die Massen drangen und schließlich weit über Frankreich hinaus zu höchst wirksamen Schlagwörtern wurden, bezeugt u. a. die ärgerliche Ironie eines ungenannten Gegners, der 1799 ein «Wörterbuch der französischen Revolutionssprache» herausgab: «Eine Rotte Afterphilosophen erfindet ein paar Schlagworte, Freiheit und Gleichheit, murmelt sie anfangs ganz leise nur in gewissen Zirkeln, läßt sie nach und nach den Vorübergehenden hörbar werden, stellt sich zuletzt auf offene Plätze und ruft sie so laut aus, daß sie in allen Teilen von Europa widerhallen; und Millionen der Menschen verlieren durch diesen Wörterschall Leben

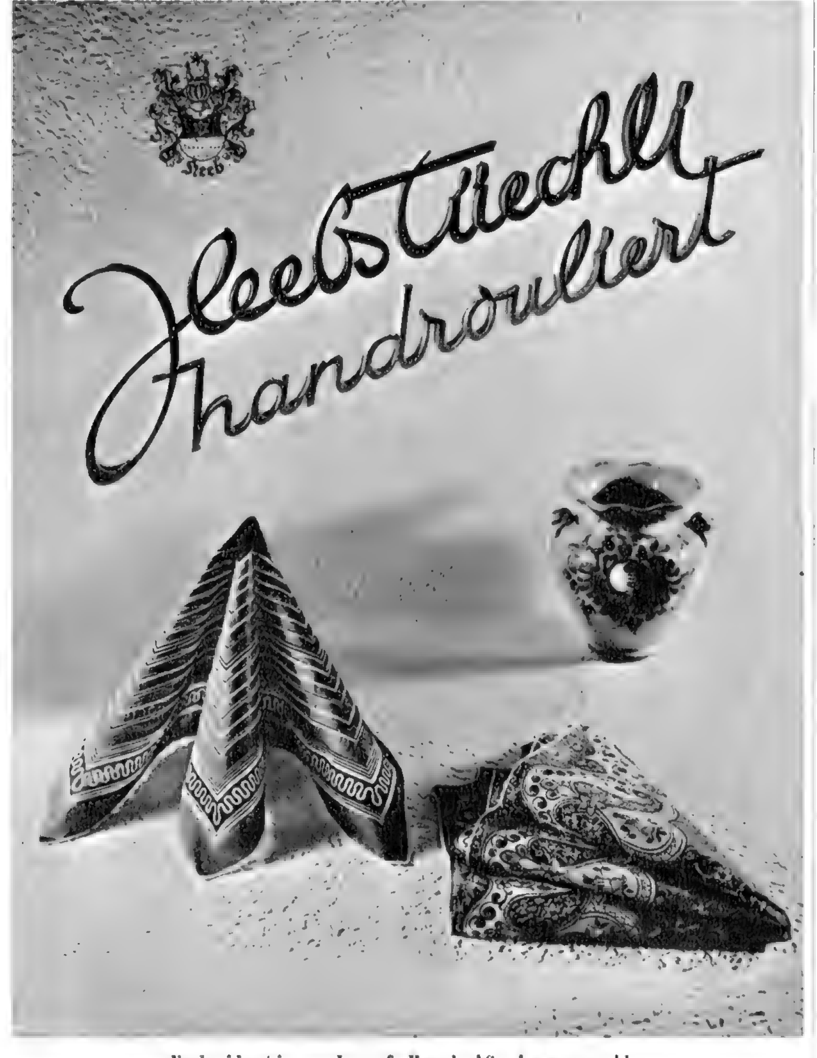
Spitzenleistungen

Samson Elastic

Weder auf des Bergsteigers Leistung noch auf des Grates Schärfe kommt's hier an; es ist die Nadel-Spitzenleistung, die entscheidet.

Bezugsquellen-Nachweis durch

Ganzoni & Cie., Winterthur, St. Gallen-Bruggen



Fabrikation: Josef Heeb AG. Appenzell

NABHOLZ-BRIEF

an die Mutter

Im Nabholz-Kleidli — und sei es das herzigste Modell — können Sie Ihren Wildfang unbesorgt spielen lassen. Es kann allerhand passieren, ohne daß etwas verdorben wird, denn Nabholz-Tricot ist außerordentlich widerstandsfähig jeder Beanspruchung gegenüber, beliebig oft waschbar, und es kann im Notfall angestrickt werden. Aber was jeder Mutter noch wichtiger sein wird — Tricot ist wärmeausgleichend und hilft deshalb mit, Ihre Lieblinge gesund zu erhalten.





DIE QUALITÄT, DIE ZU KENNEN SICH LOHNT, AUS DER

TRICOTFABRIK NABHOLZ AG., SCHÖNENWERD



Die Wohnkultur ist ein sichtbares Zeugnis der Sitten und des Bildungsgrades des Menschen. Der Sinn für das Schöne ist aber nicht allen in gleichem Maße gegeben, und selbst die Frage: Was ist schön? bleibt dauernd umstritten. Die Vielfalt der Zier- und Gebrauchsgegenstände, die den Wohnraum füllen, ist nicht immer derselben Zeit- und Stilepoche zugehörig, kann aber dennoch harmonisch aufeinander abgestimmt werden.

Von größter Bedeutung für eine gute Lösung stimmungsvoller und harmonischer Raumgestaltung ist der Fußteppich. Nicht nur Farbe und Muster sind maßgebende Faktoren, auch die Ausmaße und die Herstellungsart sind sehr wichtig. Orientteppiche haben die wertvolle Eigenschaft, nicht nur dem Raum eine gediegene Note zu verleihen, sondern sie sind in vielen Fällen die einzig zweckmäßige Bindung der gesamten Ausstattung eines Wohnraumes.

Man kann den Orientteppich nicht nur als Handelsware betrachten, als Stapel geknüpfter, gewobener Wolle, Ziegenhaare oder Seide: Orientteppiche sind, wörtlich genommen, eine Grundlage, die unser häusliches Leben bereichert und unsere Freude am Schönen fördert und erhält. Orientteppiche kauft man nicht nur weil man Geld hat, sondern Sinn für gediegene Wohnkultur besitzt. Es ist uns eine Freude, durch gewissenhafte Fachberatung unseren Kunden dienen zu können.

V. VIDAL A.G.

ZÜRICH BAHNHOFSTRASSE 31 TELEPHON 52404

AUSKÜNFTE *Handel und Privat*



Basel . . *Freiestraße 69* | Genf . . . . *Rue Céard 13* | Lugano *Via Emilio Bossi 11*
Bern *Bubenbergplatz 8* | Lausanne *Petit Chêne 32* | Zürich . . *Börsenstraße 18*

Bureaux, Korrespondenten und Vertretungen auf der ganzen Welt *Schweizer Firma*

Das wirksame Mittel

bei Kopfweh, Fieber, Grippe, Neuralgien, Zahnschmerzen sind die

Cachets Faivre

In allen Apotheken

12 Stück Fr. 2.-; 4, Fr. -75: 1, Fr. -.25



und Eigentum.» Auch *Aristokrat* und *Demokrat* wurden in die Strudel dieser Kämpfe hereingerissen: Begriffe der Staatslehre verwandelten sich in Tagesschimpfwörter, und bis heute sind noch nicht alle Spuren solch bewegter Vergangenheit aus den beiden verschwunden.

Freiheit wurde dann wieder zum politischen Programmwort, als um 1830 der bürgerliche Liberalismus sich kräftiger zu regen begann in Deutschland. Während die Verfechter des Bestehenden mit der berühmten Wendung von den *destruktiven Tendenzen* den Feind bekämpften, verstärkten die Liberalen auch ihrerseits die Front mit neuen Schlagwörtern. *Fortschritt* und *Entwicklung*, bisher keine hervorstechenden Wörter, drangen in den Wortschatz der Freiheitskämpfer ein und erhielten sich darin jahrzehntelang. Von ihrer Umprägung zu Schlagwörtern berichtet eine Stelle in einem antiliberalen satirischen Zeitroman («Die Prinzenschule») von Sebastian Brunner: «In diesen Tagen ereignete sich in der Staatsdruckerei zu Möpselglück ein sonderbarer Fall. Drei Worte, die man in den Journalartikeln am öftesten brauchte, ließ der Faktor stereotypieren. Es wurden stereotypiert: Freiheit, Fortschritt und Entwicklung, jedes dreißigtausendmal.»

Die sozialistische Bewegung schließlich zeitigte eine Reihe von Wörtern, die im Vokabular des späteren 19. Jahrhunderts genau so neumodisch und schlagworthaft wirkten wie *Blubo, Defaitismus* und *Planwirtschaft* in unserer Zeit. Marx gab mit dem Wort *Klassenkampf* eine Parole für die *Arbeiterbataillone* aus; *Genosse* und *Zukunftsstaat* wurden zu häufig bespöttelten Stichworten für das Zusammengehörigkeitsgefühl der Arbeiter. Manches von diesem Gut hat sich erhalten, darunter einiges von dem, was aus der Gesellschaftskritik der Saint-Simonisten stammt. Dazu gehört die *Bourgeoisie* und auch die *emanzipierte* Frau bei den Gegnern sofort umgemünzt zum Schlagwort für ein «Wesen, das Zigarren raucht, Männerkleider anlegt und sonst nachlässig, geschmacklos und verstört in seinem Aeußeren anzusehen ist», wie die «Grenzboten» 1847 feststellen.

Ausdrücke wie *Empfindler, Klassenkampf, Meckerer* zeigen, daß der Wert des Mode- und des Schlagwortes in seiner Prägnanz liegt und in seiner Fähigkeit, durch ein verblüffendes Bild oder einen zündenden Begriff weite Menschenkreise unmittelbar anzusprechen — es ist die bündigste Art der Rhetorik. Nicht selten treibt eine nimmermüde Phantasie aus einem besonders «dankbaren» Wort immer neue Abwandlungen hervor. Zu der *roten Internationale* (Name für den 1864 in London gegründeten internationalen Arbeiterbund) kam sehr bald die schwarze der Jesuiten, die goldene der Hochfinanz, die graue des Liberalismus (Lagarde), die grüne der Agrarier hinzu, und die Spielarten scheinen noch lange nicht erschöpft zu sein.

Für zahlreiche neugeprägte Modewörter gilt genau so wie für viele andere Gebilde der Mode der Satz: Rasch erfunden, weit verbreitet, bald verschwunden. Und so wissen wir von manchen kaum mehr etwas. Andere, die eine Zeitlang Modewörter waren, erscheinen heute nicht mehr als solche: die ursprüngliche, vormodische Bedeutung des Wortes ist wieder erstanden. Wiederum in andern Fällen wurde der Sinn des Grundwortes durch die Mode so stark verändert, daß er nicht mehr durchzudringen vermochte — das Schlagwort blieb. Wörter, die heute noch unscheinbar sind, können morgen schon vom bengalischen Lichtstrahl der Sprachmode getroffen werden. So will es das Gesetz dieser so überdeutlich sichtbaren Teilvorgänge im Leben der Sprache.

Was solchermaßen aus Programmschriften, Reden, «schlagenden» Buchtiteln usw. vorübergehend in die Sprache der Massen dringt, das ist meist, ästhetisch genommen, sehr dürftig. Wer *diesen* Maßstab anlegt, wird höchstens die zu Modewörtern gewordenen Neuprägungen durch einzelne Große schätzen. Am zahlreichsten sind diejenigen Nietzsches. Kein Wunder: Schlagwörter sind meistens Produkte geistigen Kampfes, und die seinen sind es in solchem Maße, daß man sie wie in Schlachtreihen aufstellen kann: *Uebermensch* gegen *Bildungsphilister*, *Wille zur Macht* gegen *Herdentier-Moral* — daneben tritt Kants *kategorischer Imperativ* oder Darwins *Kampf ums Dasein* schon etwas zurück. Mode- und Schlagwörter führen ihr meist recht kurzes Dasein nicht im Bereich der höheren sprachlichen Vorgänge. Auch das Wort «Sprachmode» steht ja etwas tiefer als das Wort «Kleidermode». Denn was in der Sprache modisch ist, das wird durch die stereotype Wiederholung sogleich ausgehöhlt, und selbst ursprünglich Hohes wird, als Modewort, bald entwertet — man sehe nur, was aus dem hohen Sinn des Goethewortes vom *Ewig-Weiblichen* im schlagworthaften Tagesgebrauch geworden ist. Man begreift Wustmanns nur leicht übertreibenden Rat, man solle sich von der Sprachmode überhaupt fernhalten. Wer aber zur Sprache in einem aufgeschlosseneren als dem nur ästhetischen Verhältnis steht, der wird sich nicht ohne Gewinn gelegentlich einmal mit dem Modischen im Wortschatz befassen, etwa an Hand der Sammlungen von Brennert («Modeworte», 1898) oder Ladendorf («Schlagwörterbuch», 1906). Denn es fällt von hier aus manches Streiflicht auf den menschlichen Charakter und auf vergangene Epochen — man frage sie nach ihren Modewörtern und man wird ihrem Geheimnis um einen Schritt näherkommen.

ALBERT BETTEX

DIE MODE ALS AUSDRUCK DER LEBENSFORM

Von Franz Carl Endres *Fortsetzung von Seite 12*

Da kommen wir nun auf das sehr interessante soziale Moment, das für die Existenz der Mode von ausschlaggebender Bedeutung ist. Trotz aller praktischen Notwendigkeit der Gemeinschaftsbildung, die einst von der Horde zur Familie und über diese in Stamm und Volk weitergeführt hat, und trotz aller innerhalb der Gemeinschaften gepflegten Gemeinschaftssymbole, die ein psychologisches Mittel der Gemeinschaftsbetonung sind, zeigt sich doch überall in der menschlichen Geschichte in dem Zeitpunkt, wo soziale oder finanzielle oder die Bildung betreffende Differenzierung innerhalb der Gemeinschaft eintritt, daß auch diese Differenzierung nach irgendwelchen Sondersymbolen und äußerlichen Kennzeichen sucht. Von der Herrschaftshieroglyphe und der königlichen Uräusschlange der alten Pharaonen bis zu Szepter und Krone der Könige späterer Zeiten, ist nur ein Formunterschied festzustellen, nicht ein Wesensunterschied! Das Maßgebliche ist das den Herrscher von der beherrschten Masse trennende Symbol. Und die Gesellschaftskreise, die um den Herrscher sich scharten, nahmen auch für sich trennende Symbole zum Unterschiede von denen in Anspruch, die nicht gewürdigt wurden, in täglichem Umgang mit den Herrschenden zu verweilen. Schon beginnen bestimmte Abzeichen die so entstandenen Klassen anzudeuten. Ich erinnere nur an die Schnur der indischen Brahmanen. Es gliedern sich ganze Familien mit allmählich erblichen Vorrechten vom Volke ab. Und da befinden wir uns an den Anfängen auch dessen, was wir Mode nennen. Es ist dieser Wesenszug der Mode, die äußerlich sichtbare Unterscheidung eigener vornehmer Lebensform von weniger vornehmer. Und Gewand und Schmuck, Zutat und gesellschaftliche Form werden zu Bedingungen der Zugehörigkeit zu exklusiven Kreisen und dadurch auch zu Erkennungszeichen dieser Zugehörigkeit. So entstehen im Laufe der Zeiten die Moden der Hofgesellschaften, der hohen und niedrigen Aristokratie, des reich werdenden Bürgertums, aber auch die Uniformen, die ja ursprünglich gewiß für die Kriegsführung selbst höchst unpraktisch waren und erst in der modernsten Zeit sich dem Gebote des Zweckes gebeugt haben.

•

Das Streben der Menschen, in sozial höhere Stufen zu gelangen, ist stets in großem Maße vorhanden gewesen. Es gibt in der Praxis nur ganz wenige Diogenesse, die mit einer Regentonne als Behausung zufrieden sind, und sehr viele von denen, die so tun, als wären sie ein Diogenes, ziehen, wenn ihnen das Glück die Möglichkeit der Wahl schenkt, doch ein Chalet der Regentonne vor. Dazu kommt aber noch die Masse derer, die zwar einsehen, daß sie nun einmal nicht zu den exklusiven Kreisen der Gesellschaft gehören, aber dann wenigstens deren Formen nachahmen, teils weil sie tatsächlich an der Verfeinerung Gefallen finden, teils weil es eine allgemein verbreitete menschliche Schwäche ist, mehr scheinen zu wollen, als man sein kann. Und darum entsteht die Mode in der oberen Gesellschaft mit dem Motiv der sichtbaren Absonderung, und darum wird sie von den breiten Kreisen nachgeahmt, bis sie die äußeren Unterschiede, wenigstens oberflächlich betrachtet, auslöscht und damit das Zeichen gibt, daß eine neue Mode neue Absonderungsmöglichkeiten notwendig macht. Solcher Modewechsel, wie er in früheren Zeiten vorkam, unterscheidet sich motivlich also sehr stark von dem aus Gründen der Produktionssteigerung entstehenden, von dem wir oben schon sprachen.

•

Die Mode folgt einem Muster, einem Vorbild und, radikal durchgeführt, müßte sie alle der Mode entsprechend sich Kleidenden einander außerordentlich ähnlich machen, das heißt die Gefahr in sich bergen, die Individualität zugunsten einer kollektiven Erscheinungsform abzutöten. Das wird sich keine Frau gefallen lassen, denn . . . Dazu müssen wir einen kleinen Augenblick in das Gebiet der Psychologie eintauchen. Der sexuelle Trieb des Menschen ist nicht mehr, wie er es zumeist beim Tiere und wohl in hohem Grade auch noch beim Urmenschen war, indifferenziert nur auf das andere Geschlecht an sich gerichtet. Er hat sich, selbst dem Unbewußten angehörend, mit der Zeit stark mit bewußten, also urteilenden Komponenten verversehen. Er wählt aus. Und seine Auswahl richtet sich nach bestimmten individuell verschiedenen Kriterien. Eine uniformierende Mode der Frauenkleidung würde ohne Zweifel der Frau die Möglichkeit, ihrer äußeren Erscheinung den individuellen Reiz zu geben, in hohem Maße rauben. Die Dame will zwar durch ihre Mode sich einem gewissen Gesellschaftskreis zugehörig erweisen; aber innerhalb dieser Zugehörigkeit das unterstreichen, was ihre Wirkung auf den Mann erhöht, also das individuell Reizvolle. Daher muß jede Mode bis zu einem gewissen Grade denen, die sie tragen, die Möglichkeit der Variation und der feinen individuellen Differenzierung erlauben. Die

Mode hat die schwierige Aufgabe, die Frau zwar aus dem modegültigen Rahmen sich individuell herauszuheben, ohne aber ihr zu gestatten, aus ihm herauszufallen. Das ist an sich nicht einfach und erfordert auch Geschmack und Selbstkritik der Frau, zwei Eigenschaften, die nicht menschliches Allgemeingut zu sein pflegen. Daher sehen wir viele Frauen, die sklavisch die Mode tragen, andere aber, die unter Wahrung ihrer Individualität sich der Mode nur taktvoll anpassen.

•

Der Wunsch, auf das andere Geschlecht zu wirken, führte im Laufe der menschlichen Kulturgeschichte innerhalb der Mode sogar zu willkürlichen Veränderungen des Körperbaues. Die Wespentaillen, die schon im alten Aegypten und im alten Kreta eine Zeitlang «Mode» waren, waren trotz ihrer schädlichen Wirkung auf Blutkreislauf und Leber immer wieder sehr beliebt; aber es gab auch Jahrhunderte, und es gibt noch heute Völkerschaften, die die schlanke Linie und die dünne Taille verabscheuen und an vollsten Formen einzig und allein Gefallen fanden. Wir können in allen Epochen der Geschichte und bei allen Völkern einen wechselnden Kanon für das Ideal der Frauenschönheit finden, dementsprechend sich auch die Moden der betreffenden Zeiten gestalteten. Und in Zeiten großer Geschmacksverirrung — die ja auch in der Kunst sich zeigen — verirrt sich auch die Mode in bizarre und groteske Formen. Die Aenderungen der Körperform können äußerliche sein, die nur durch entsprechende Zutat erzeugt werden, oder innerliche, die eine wirkliche Veränderung körperlicher Bestandteile bewirken. Zu den äußerlichen gehören, um nur wenige von den vielen zu nennen, die Culs de Paris des 19. Jahrhunderts, die Puffärmel, oder bei Herrenmoden die übermäßig wattierten und verbreiterten Schultern (Imitation des bei Frauen verirrten modernen Geschmacks so beliebten Schwerathleten), aber auch das Korsett preußischer Offiziere zu Ende des 19. Jahrhunderts.
Ebenfalls hiezu sind die oft wahnsinnigen Turmaufbauten weiblicher Frisuren des 16. bis 18. Jahrhunderts zu zählen und im großen und ganzen auch das Schminken (eine uralte Modeangelegenheit), das die natürliche Gesichtsfarbe dem zeitgenössischen Geschmack entsprechend ändern soll. Wir wollen uns mit diesen wenigen Hinweisen auf die tausend Arten der äußerlichen Körperveränderung durch die Mode begnügen. Die innerlichen Veränderungen, oder vielleicht besser gesagt, die Aenderungen am Körper selbst, zeigten besonders merkwürdige Formen im China früherer Tage, wo die vornehmen Frauen, einer Laune eines Mandschukaisers für kleine Füße jahrhundertelang folgend, schon als Kinder eine künstliche Verkrüppelung der Füße erleiden mußten, die sie unfähig machte, rasch zu gehen. Es ist der berühmte Fuß der Chinesin, die «goldene Lilie». Aehnlich war die Mode bei chinesischen Frauen und Männern vornehmster Stände, die Fingernägel bis zu 30 cm lang und womöglich darüber hinaus zu tragen, treu dem sozialen Trennungsbestreben aller Moden. Denn mit solchen Nägeln beweist man, daß man nicht körperlich zu arbeiten hat. In bescheideneren Formen war die Nagelmode auch in Europa gang und gäbe. Heute sind diese Verrücktheiten in China alle abgeschafft, ebenso wie der Zopf des Chinesen. Aber in Amerika und Europa tobt dafür gegenwärtig die unsagbar häßliche Mode der blutrot oder gar dunkelrot lackierten Nägel und der ausradierten und durch Tuschestriche ersetzten Augenbrauen. Die letztere Mode war schon in der Renaissance in Italien zu beobachten. Seit ältesten Zeiten hatten endlich die Kurtisanen, Hetären und später selbst Dirnen gewöhnlicher Art eine von den Frauen zwar verachtete, aber immerhin auch beneidete Wirkung auf große Kreise der Männerwelt. Aus diesen Gründen finden wir Nachahmungen des dirnenmäßigen Aussehens zahlreich in der Frauenmode, aber auch oft betonte Gegensätzlichkeiten.

•

Daß die Moden vieler Zeiten und vieler Völker zudem das Fremde bevorzugen, gehört sozial zur Tatsache, daß das Fremde in der Regel teurer ist als das Einheimische und vor allem früher viel teurer war, daß es also an sich einen Beweis für die Wohlhabenheit dessen darstellte, der es sich anschaffen konnte. Auch dies ist uralt. Schon der Prophet Zephania kritisierte die Vornehmen seines Volkes, die in ausländischer Kleidung daherkamen. Wir können bei Schilderungen von irgendwie bedeutsamen Festlichkeiten in der jeweils zeitgenössischen Literatur fast stets erwähnt finden, daß die Vornehmen ausländische Stoffe, Pelze, Schmuckgegenstände oder Waffen trugen. Und das in jedem Volke. So wurde, um nur ein Beispiel aus vielen hundert zur Verfügung stehenden zu erwähnen, berichtet, daß im Jahre 1286 auf einem Schloß in Warwickshire die englischen vornehmen Damen zum ersten Male statt ihrer bisherigen inländischen Wollenkleider französische Seide trugen. Und im 14. Jahrhundert wurde in England unter der Einwirkung des französischen Lebensstils auch eine eigentliche Damenmode ins Leben gerufen. *

* Vergleiche hiezu F. C. Endres: Kulturgeschichte der Frau (Hallwag, Bern)

Es bleibt uns noch übrig, kurz zu erwähnen, daß der Kampf gegen die Mode ebenso alt ist wie diese selbst. Besondere Formen nahm er bei jenen Frauen an, die, einer besonderen Veranlagung entsprechend oder in übertriebener Betonung einer anzustrebenden Gleichartigkeit mit dem Manne, an sich selbst alles Weibliche perhorreszierten. Sie traten, namentlich im 19. Jahrhundert, denn auch in sonderbaren Gewändern und in männlichen Frisuren (der heute hübsch gewordene Bubikopf hatte damals im häßlich imitierten Männerkopf seinen Vorläufer) auf und erreichten . . . das Gegenteil von dem, was sie eigentlich wollten. Sie, die der radikalen Individualität des Mannweibes einen Ausdruck zu verleihen strebten, erlitten das Schicksal jener Vereinsgegner, die schließlich, um sich durchzusetzen, einen Verein der Vereinslosen gründeten. Es entstand aus dem Bestreben, sich von allem Modischen abzusondern, die Mode der Blaustrümpfe und Suffragetten, die sich einige Jahrzehnte recht auffallend erhielt, allerdings nur in diesen geistig exklusiven Kreisen.



Einmal, in Florenz um 1390, gab es keine Herrenmode, weil von den Individualisten der stürmisch einbrechenden Renaissance sich jeder so kleidete, wie es ihm persönlich paßte. Und später gab es in Venedig nur das schlichte Schwarz für Gondeln und männliche Bekleidung, weil die wenigen Vornehmen ihre geringe Zahl dem Volke nicht dadurch kundtun wollten, daß sie sich modisch abgesondert von diesem zeigten. Auch in Zeiten von Revolutionen kann man gelegentlich eine besondere Einfachheit und Schlichtheit der Kleidung beobachten, die aber dann und wann auch wieder geradezu zur Mode, als Ausdruck revolutionärer Gesinnung, wurde.
Wäre es schön, so fragen wir zum Schluß, wenn jeder Mensch und in Sonderheit jede Frau nur das tragen würden, was sie selbst für sich erfinden? Die Frage ist müßig und trotzdem ganz lustig. Es ginge nicht, weil die Masse der heutigen Frauen gar nicht die Zeit dazu hätte, sich mit diesem Erfinden abzugeben, und weil die Masse der Frauen nicht das Geld besäße, was handarbeitlich hergestellte Eigenphantasiekostüme kosten würden. Und schließlich . . . hätten wohl alle Frauen das künstlerische Geschick hiezu? So sehr der Verfasser die Frauen verehrt — dies möchte er denn doch bezweifeln.

•



Ann Sothern Metro-Goldwyn-Mayer-Star

Geschicktes Make-up wirkt nur dann vollendet, wenn man die zielbewußte Hautpflege darunter spürt

Planmäßige Pflege ist und bleibt die Grundlage des guten Aussehens. Erweisen Sie Ihrem Teint die Wohltat der Vitamin-Pflege, denn jetzt, wo die typischen Vitamin-F-Träger wie Butter, Fett und Oel rarer sind, ist die Haut besonders empfänglich für das aktive Hautvitamin F. Der Erfolg ist begründet durch den wissenschaftlichen Aufbau der Vitamol-Hautpflegemethode.

Zuerst: Vitamol Reinigungs-Crème
Ueber Nacht: Vitamol Nähr-Crème
Ueber Tag: Vitamol Tages-Crème
Und zum diskreten Egalisieren des Teint:
VITAFOND anstatt Puder

Vitamol

WIRKSAME HAUTPFLEGE MIT VITAMIN F

Hamol AG. Zürich



Die großen Erfolge der modernen Heilkunde beruhen zu einem guten Teil darauf, daß der Arzt von heute reine Arzneistoffe anwenden kann, deren Wirkungen genau vorauszuberechnen sind. Chemiker und Pharmakologen haben in zielbewußter und geduldiger Forschungsarbeit zahlreiche Stoffe isoliert und absolut rein dargestellt oder aber die wirksamen Bestandteile durch Synthese völlig rein gewonnen.

Dieser Fortschritt ist für die Behandlung kranker Menschen außerordentlich wichtig. Er ist dem Zusammenwirken anerkannter Wissenschaftler und Spezialisten in den technisch mustergültig ausgestatteten Forschungs- und Fabrikationsstätten pharmazeutischer Großbetriebe wie der Ciba zu verdanken.

Heilmittel mit der Marke Ciba bieten Gewähr für unbedingte Reinheit.

GESELLSCHAFT
FÜR CHEMISCHE INDUSTRIE
IN BASEL